

HISTORY LIVE

Das Magazin der Stiftung Historische Museen Hamburg

CARLSEN

Ein Hamburger Verlag
im Höhenflug



STIFTUNG
HISTORISCHE MUSEEN
HAMBURG



DEUTSCHES
HAFENMUSEUM

MITTENDRIN IM HAFEN

**DIE PEKING AM STANDORT SCHUPPEN 50A
SAISON 24.03. – 31.10.2024**

shmh.de

Folgen Sie uns:



Stiftung Historische Museen Hamburg
Deutsches Hafenmuseum (im Aufbau) – Standort Schuppen 50A
Australiastraße · 20457 Hamburg

**Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Freundinnen und Freunde der
Stiftung Historische Museen Hamburg,**

es tut sich etwas! Die Maßnahmen zur Modernisierung der Häuser unserer Stiftung schreiten an verschiedenen Stellen voran und werden zunehmend sichtbar. Seit das Museum für Hamburgische Geschichte zu Beginn dieses Jahres seine Pforten für die Öffentlichkeit geschlossen hat, läuft die Bräumerung der Ausstellungsflächen am Holstenwall auf vollen Touren. Bis zum Sommer werden auch die noch verbliebenen Großobjekte das Gebäude verlassen haben, sodass es mit den ersten Bauarbeiten voraussichtlich im Herbst richtig losgehen kann. Die aufwendige Verlagerung von Exponaten, die teils seit Jahrzehnten nicht bewegt worden sind, bringt jeden Tag neue spannende Herausforderungen und Erlebnisse mit sich. Parallel nähert sich beim Museum der Arbeit gerade das Torhaus nach vielen Jahren der Sanierung mit neuem Dach und Innenausbauten erfreulicherweise seiner Fertigstellung.

Viel Grund zur Freude bieten zudem auch aktuelle Entwicklungen im Programmbereich der SHMH: Die Jubiläumsausstellung zu den Pixi-Büchern im Altonaer Museum hat bereits in den ersten Wochen Tausende von Besucherinnen und Besuchern begeistert – vor allem natürlich Kinder und Familien. Der Standort des Deutschen Hafenmuseums im Schuppen 50A ist mit einem viel besuchten Auftakt in die neue Saison gestartet, in der die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den Rundgängen über die Viermastbark PEKING bereits die ersten Rekonstruktionen der Innenräume bestaunen können. Und die neue Sonderausstellung im Jenisch Haus, die sich passend zur Beliebtheit der klassizistischen Villa bei Brautpaaren mit der Kunst der internationalen Hochzeitsfotografie beschäftigt, ist vom Publikum und von den Medien ebenfalls mit großer Resonanz begrüßt worden.

Diese rundherum positiven Entwicklungen haben wir in der vorliegenden Ausgabe unseres HISTORY LIVE-Magazins zum Anlass für vertiefende Blicke auf die genannten Themen genommen. Neben einem Interview mit dem Co-Kurator und langjährigen Foto-Chef von „Geo“, Lars Lindemann, über die aktuelle Neubewertung des Genres der Hochzeitsfotografie und einem Einblick in die museale Ertüchtigung der Offiziers- und Mannschaftsräume auf der PEKING, freue ich mich als großer Fan der Comic-Literatur über unsere Reportage zur Geschichte des Hamburger Carlsen Verlages. Dessen



publizistisches Angebot widmet sich über die anhaltende Popularität der Pixi-Bücher hinaus der besonderen Rolle der Graphic Novel als eigenem Medium der Vermittlung, oftmals eben auch von historischen Kontexten. Die Darstellung historischer Zusammenhänge vor dem Hintergrund aktueller Fragestellungen beschäftigt uns als Geschichtsmuseen vor allem in der Konzeption unserer zukünftigen ständigen Ausstellungen. Vor welchen Herausforderungen die Kuratorinnen und Kuratoren aufgrund der Komplexität von geschichtlichen Prozessen und der bei vielen Themen noch aufzuarbeitenden Archivbestände stehen, illustrieren meine Kolleginnen und Kollegen in der vorliegenden Ausgabe an den Themen des Hamburger Konsularwesens im 19. Jahrhundert und an der Rolle des Hamburger Kaufmanns Caspar Voght im globalen Kolonialhandel. Ihre Beiträge zeigen, wie elementar die kritische Auseinandersetzung mit der hamburgischen Geschichte im Kontext internationaler Bezüge und Verflechtungen wie auch der Dekolonisierung ist.

Passend zur kommenden wärmeren Jahreszeit, in der das kühle Nass für viele zum festen Freizeitprogramm gehört, haben wir Ihnen obendrein die Geschichte der Hamburger Bäderkultur zusammengestellt. Last but not least möchten wir Sie zu einem Ausflug in die Vierlande einladen. Dort ist nämlich die Glasmalerin Corinna Hempel zu Hause – deren Beruf eine echte Berufung ist und bereits seit mehr als 1000 Jahren ausgeübt wird.

Ich wünsche Ihnen auch diesmal wieder eine anregende Lektüre,

Ihr Hans-Jörg Czech

Direktor und Vorstand der SHMH

INHALT

TITEL

- 12 **DER HAMBURGER CARLSEN VERLAG** Eine Erfolgsgeschichte von Pixi bis Harry Potter

NEWS

- 6 **RÜCKBLICKE** Historische Fotografien und was sie erzählen
8 **NEUIGKEITEN** Aktuelle Meldungen rund um die SHMH
82 **FUNDSTÜCK** Außergewöhnliche Objekte und ihre Geschichte

MUSEEN

- 24 **HOCHZEITSFOTOGRAFIE** Interview mit Co-Kurator Lars Lindemann zur Ausstellung „Ja, ich will!“
32 **BUCHDRUCK** Besuch in der Abteilung Grafisches Gewerbe im Museum der Arbeit
42 **DIE VIERMASTBARK PEKING** Wie steht es um die Restaurierung der Innenräume?

STIFTUNG

- 48 **KOLONIALISMUS** Ein Forschungsprojekt zur kolonialen Geschichte des Jenischparks
51 **MHG** Kuratorische Herausforderungen bei der Ausstellung des 19. Jahrhunderts
54 **WAS MACHEN EIGENTLICH ...** Sandra Schürmann und Florian Schütz vom Museum der Arbeit

STADTGESCHICHTEN

- 58 **CORINNA HEMPEL** Wie eine Glasmalerin historische Fenster in Hamburg bewahrt
66 **TILL RAETHER** Journalist, Autor und bekennender Hamburger
70 **HAMBURGER BADEKULTUR** Ein historischer Rückblick auf die Anfänge des öffentlichen Badens

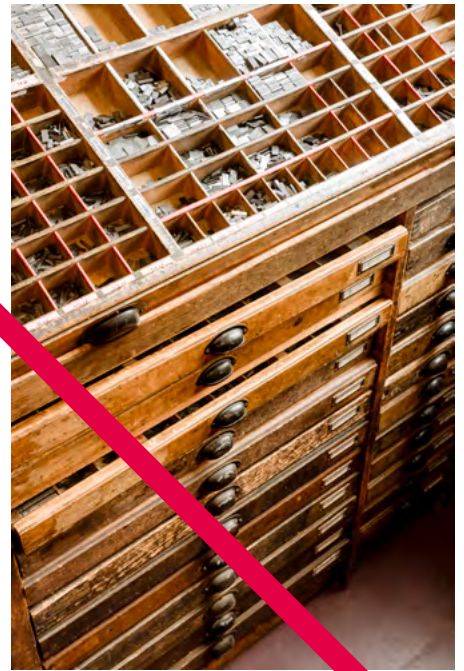
SERVICE

- 76 **PROGRAMM**
81 **IMPRESSUM**
81 **ADRESSEN**

66



12



32



58



24



42





GUTE KARTEN

Die Aufnahme von Gerd Mingram (Pseudonym: Germin) von 1962 zeigt einige Herren beim Kartenspielen in einer Hamburger Kneipe. Neugierig schaut der Wirt über den Tresen. An der Wand hängt ein sogenannter Sparkasten mit der Aufschrift der „Hamburger Sparcasse von 1827“. Die mit durchnummerierten Geldeinwurfslitzen ausgestattete „Spardose“ diente in Gaststätten dem gemeinsamen Sparen. Die Sparclubs/Sparvereine waren selbstorganisiert und verwalteten für die Mitglieder deren „Spargroschen“. Einmal im Monat/pro Woche wurden die Schränke gelehrt und die eingezahlten Beiträge notiert. Das Geld kam auf ein Sparbuch bei der örtlichen Sparkasse.



NEUIGKEITEN

Neues aus der Stiftung, dem Programm der Häuser und Lektüretipps zum Museumsbesuch

SHOPPEN IM SCHUPPEN

DEUTSCHES HAFENMUSEUM

Seit dem Start in die aktuelle Saison erstrahlt der Kassenbereich und der Museumsshop des Deutschen Hafenmuseums am Standort Schuppen 50A in neuem Glanz: Der Kassenraum bekam einen neuen Anstrich und der Shop bietet ein neues Sortiment. Der Fokus liegt nun auf ausgesuchten Produkten von regionalen Unternehmen und Designwerkstätten. Neben originellen Stoffbeuteln mit maritimen Siebdruckmotiven aus der Hamburger Manufaktur „Frohstoff“ gibt es T-Shirts und Mützen des DIY-Labels „Visions Clothing“ sowie maritim gestaltete Kerzen und poppige Seifen aus dem Hause „not the girl who misses much“. Ebenfalls neu im Sortiment sind Tassen und Schlüsselanhänger mit Hamburg-Motiven von „Bow & Hummingbird“ und Keramikuntersetzer von „Kuretzky Keramik“, deren schmückende Fliesen auch bei der Restaurierung des Alten Elbtunnels zum Einsatz kamen. Die Auswahl im neuen Museumsshop wird zukünftig erweitert – für den kleinen Appetit zwischendurch können sich Besucherinnen und Besucher mit Snacks und Kaltgetränken stärken.

shmh.de/deutsches-hafenmuseum





Ruinen der
Blöcke L
und D

SPEICHERSTADT – VERLORENE AUFNAHMEN

SPEICHERSTADTMUSEUM

Die Speicherstadt gehört seit 2015 zum UNESCO-Welterbe und ist einer der wichtigsten Orte der jüngeren Stadtgeschichte. Die ständige Ausstellung des Speicherstadtmuseums setzt sich mit der Baugeschichte des 1883 begonnenen, weltweit größten historischen Lagerhaus-Komplexes auseinander. Die Sonderausstellung „Verloren und Vergessen“ beschäftigt sich mit den Kriegsschäden. Die bisher noch nie öffentlich gezeigten historischen Fotografien veranschaulichen die Zerstörungen und den Wiederaufbau der betroffenen Speicherblöcke. Das Gebiet der Speicherstadt war während des Zweiten Weltkrieges wiederholt Ziel von Luftangriffen. Bei Kriegsende galten drei der insgesamt 17 Speicherblöcke als Totalverluste, weitere zwölf wiesen erhebliche Schäden auf. Beim Wiederaufbau wurden die Blöcke rekonstruiert. Wichtig war, dass Material und Maßstäbe sich in das bestehende Ensemble einfügen. Die Ausstellung läuft bis zum 5. Januar 2025.



speicherstadtmuseum.de

NEUERÖFFNUNG DES KINDERBUCHHAUSES

ALTONAER MUSEUM

Das Kinderbuchhaus im Altonaer Museum feiert am 7./8. September Neueröffnung. Seit 2005 war es im zweiten Obergeschoss des Museums zu Gast. Nun bezieht es die neugestalteten Räumlichkeiten im Erdgeschoss und verfügt ab sofort über eine Bühne, eine eigene Werkstatt und Büroräume. Die erste Ausstellung des Kinderbuchhauses beschäftigt sich mit dem Thema Zuhause: Was bedeutet es, zu Hause zu sein, eines zu haben, sich danach zu sehnen, oder es zu verlassen? Wodurch entsteht das Gefühl, zu Hause zu sein? 20 Künstlerinnen und Künstler beleuchten anhand ihrer Werke Aspekte dieses jeden berührenden Themas.



shmh.de/altonaer-museum

GEMEINSAMES GEDÄCHTNIS

STIFTUNG HISTORISCHE
MUSEEN HAMBURG

Seit April 2024 verfügen die vier Haupthäuser der SHMH über ein gemeinsames digitales Gedächtnis: In den vergangenen zwei Jahren wurden alle Daten zur Sammlungs- und Objektverwaltung in eine gemeinsame Datenbank überführt. Insgesamt wurden etwa 580.000 Datensätze zusammengeführt. 15 Mitarbeitende aus den Bereichen Sammlung und Inventarisierung sowie ein mehrköpfiges Team des externen Datenbankbetreibers suchten Lösungen, um beim Transfer alle relevanten Informationen zu integrieren und sinnvoll abzubilden. Nun können Sammlungstücke digital gesucht und an andere Institutionen ausgeliehen werden. Alle relevanten Informationen (Standort, Begutachtung, Vertragstext) werden in der Datenbank abgelegt und sind dort einsehbar. Insbesondere die für die Modernisierung des Museums für Hamburgische Geschichte erforderliche Beräumung und Wiedereinrichtung der Ausstellungsräume wird nun effizienter verwaltet. Insgesamt umfasst die Sammlung der SHMH mehr als vier Millionen Objekte. In Zukunft ist geplant, die Daten öffentlich verfügbar zu machen.

shmh.de



LESENSWERT

nicht nur nach dem Museumsbesuch

PUBLIKATIONEN DES VEREINS FÜR HAMBURGISCHE GESCHICHTE



FAMILIENERFAHRUNG 1930–1950

Die im sozialdemokratisch geprägten Arbeitermilieu in Bergedorf aufgewachsene und spätere Unternehmerin Maria Busch (1917–2011) schildert in ihren Erinnerungen an die Jahre zwischen 1930 bis 1950 die Erfahrungen ihrer Familie. Anhand von mitunter sehr lakonisch erzählten Episoden über die Ausgrenzung und Verfolgung durch die Nazis,

aus dem Kriegsalltag und über die Nachwirkungen der NS-Zeit auf die Nachkriegsgesellschaft berichtet sie von der Einsamkeit im Widerstand, aber auch von unerwarteten solidarischen Momenten.

Maria Busch: „... und morgens war er dann ein Nazi“, Wallstein Verlag, 173 Seiten, 18 Euro



LEBENSGESCHICHTE EINES AUßENSEITERS

Thilo Schulz' Biografie des jüdischen Textilkaufmanns und Unterhaltungsmusikers Alfred Rothstein (1892–1960) erzählt von dem verzweiferten Versuch eines nach Hamburg gezogenen Außenseiters, den Zwängen ökonomisch prekärer Verhältnisse und dem radikalen Antisemitismus in der NS-Zeit durch die Kunst der Anpassung zu entkommen. Autor Thilo Schulz war wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich Neuere Geschichte und Zeitgeschichte der Universität Hamburg und unterrichtet an einem Hamburger Gymnasium.

Thilo Schulz: Alfred Rothstein – eine jüdische Biografie, Wallstein Verlag, 175 Seiten, 18 Euro

Der Verein

Der bereits 1839 von Hamburger Bürgern gegründete Verein für Hamburgische Geschichte verfolgt seit seinem Bestehen das Ziel, die Vergangenheit der Hansestadt zu erforschen und die gewonnenen Erkenntnisse publizistisch zu verbreiten. Im breiten Spektrum seiner Publikationen finden sich auch die beiden Reihen „Hamburgische Lebensbilder“ und „Hamburger Selbstzeugnisse“, die im Wallstein Verlag mit Unterstützung der Behörde für Kultur und Medien erscheinen. Unter den jüngeren Veröffentlichungen sind zwei biografische Zeugnisse, die sich mit der Frage des Widerstands in der Zeit des Nationalsozialismus auseinandersetzen.



ZEITDOKUMENT DER HAMBURGER CLUBKULTUR

Die Sternbrücke ist seit den 1990er-Jahren zu einer Ikone der Hamburger Clubkultur geworden. Der Musiker Jan Delay hat sie und

das einzigartige Biotop aus Clubs, Bars und Kiosken rund um die Brücke nicht ohne Grund auf dem Cover seines Albums „Die Kinder vom Bahnhof Soul“ verewigt. Mit dem geplanten Neubau der Brücke ist das Ende der einmaligen Szenerie beschlossene Sache. Der Fotograf Stephan Pflug hat die Orte und Menschen rund um die Sternbrücke von 2018 bis 2024 in eindrucksvollen Bildern festgehalten.

Stephan Pflug: Die Sternbrücke, Junius Verlag, 96 Seiten, 24,90 Euro



F. LAEISZ – ZYLINDER UND FLYING-P-LINER

Als sich Ferdinand Laeisz am 24. März 1824 in Hamburg als Hutmacher selbstständig machte, legte er den Grundstein für eine der erstaunlichsten Firmengeschichten. Aus dem Geschäft

mit Hüten entwickelte sich eine Reederei, die Geschichte schrieb. Während viele auf Dampfschiffe wetteten, setzte die Reederei F. Laeisz auf die Segelschiffahrt. Der Salpeterhandel mit Chile sorgte für hohe Gewinne. Trotz Kriege, Krisen und Umbrüche behauptete sich das Unternehmen. In seinem Buch zeichnet Autor Matthias Gretzschel die 200-jährige Erfolgsgeschichte der Hamburger Reederei facettenreich nach.

Matthias Gretzschel: 200 Jahre F. Laeisz. Die Geschichte einer deutschen Reederei und ihr Weg in die Zukunft, Koehlers Verlagsgesellschaft, 256 Seiten, 49,90 Euro



EIN SACHSE BLICKT AUF HAMBURG

Der 1818 in Leipzig geborene Autor Carl Reinhardt schildert im 1866/68 erschienenen „Der fünfte Mai“ verschiedene Entwicklungen in Hamburg in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Titel des Romans bezieht sich auf das Datum des Großen Brandes im Jahr 1842. Reinhardts

farbenfroher, humorvoller, bisweilen ausufernder Text schaut den Hamburgern in bester lutherischer Manier aufs Maul. Ein großes Verdienst des Verlages ist es, aus der umfangreicheren Urfassung eine sehr gut lesbare Quintessenz destilliert zu haben.

Carl Reinhardt: Der fünfte Mai. Roman aus dem alten Hamburg, Ellert & Richter Verlag, 592 Seiten, 25 Euro



INKLUSIONSPROJEKT

ALTONAER MUSEUM

Unter dem Motto „Kunst & Quer“ ist im Altonaer Museum ein besonderes Inklusionsprojekt gestartet. Das Ziel besteht darin, den Besucherinnen und Besuchern im Rahmen von eigens entwickelten Führungen neue Perspektiven auf die Exponate in der ständigen Ausstellung zu eröffnen. Erarbeitet werden diese Angebote von verschiedenen Künstlerinnen und Künstlern mit Behinderung und von erfahrenen Museumsguides. Die Teams erkunden zunächst das Museum und entwickeln gemeinsam eine Idee, wie neue Blickwinkel auf die Objekte und Ausstellungsstücke aussehen können. Noch ist die inhaltliche Gestaltung der späteren Angebote offen, doch dass Kunst und neue Vermittlungsansätze zum Einsatz kommen, steht schon einmal fest. Das Programm von „Kunst & Quer“ entsteht in Zusammenarbeit von Eucra, dem Dachverband zum Thema Kunst und Inklusion im deutschsprachigen Raum, sowie mit Künstlerinnen und Künstlern aus dem inklusiven Netzwerk Barner 16 und dem Atelier Freistil. Gefördert wird es von „Aktion Mensch“ und der Gabriele Fink Stiftung.



kunstundquer.hamburg

FANCY-WORK IN DER HAFENMANUFAKTUR

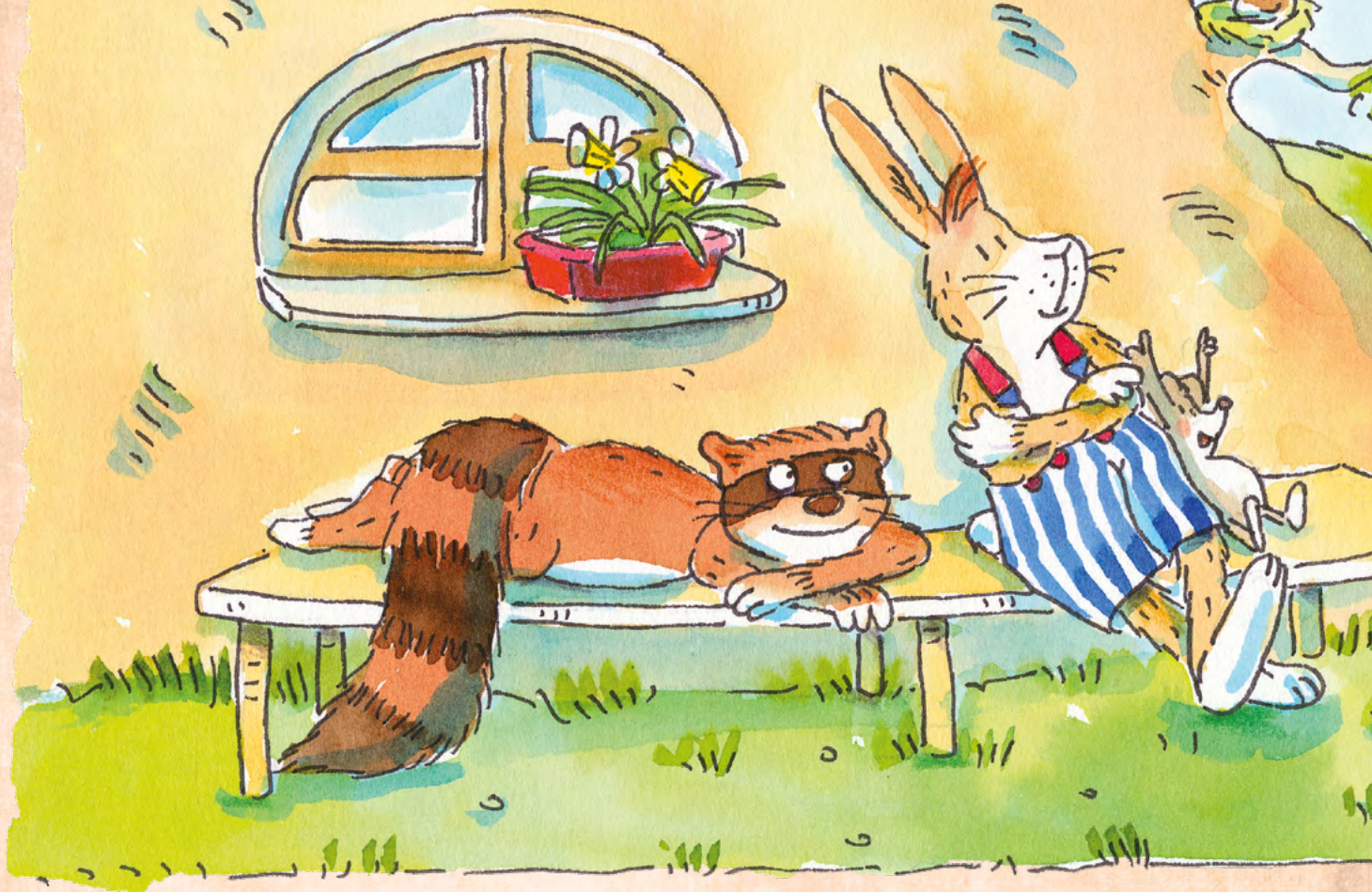
DEUTSCHES HAFENMUSEUM

Die Hafenmanufaktur des Deutschen Hafenmuseums bietet in Form von Wochenendkursen die Möglichkeit, in die Welt des maritimen Handwerks hineinzuschnuppern. Neben Workshops zum Schmieden und Takeln sowie Segel- und Netzemachen kann am 6./7. Juli und am 19./20. Oktober 2024 auch die Kunst des Fancy-Work, also des Anfertigens von Zierknoten, erworben werden. Die Teilnehmenden lernen verschiedene Knoten und Plattings kennen und stellen kunstvolle Verzierungen und Dekorationen her. Nach dem Erwerb der Grundfertigkeiten wird – angeleitet von einem Großsegler-Trainee – ein individuelles Fancy-Work zum Mitnehmen geknotet. Zudem gibt es maritimes Hintergrundwissen und spannende Geschichten vom Meer. Die Fancy-Workshops finden von 10 bis 17 Uhr statt und kosten pro Person 245 Euro. Mindestalter: 14 Jahre. Teilnehmerzahl: max. zwölf Personen.

shmh.de/deutsches-hafenmuseum/hafenmanufaktur



Mit über 3000
Titeln ist „Pixi“ die
umfangreichste
Bilderbuchreihe
aller Zeiten



VON PIXI BIS POTTER

Gemeinsam mit dem Carlsen Verlag präsentiert das Altonaer Museum aktuell eine Ausstellung zum 70-jährigen Jubiläum von „Pixi“ – der erfolgreichsten Bilderbuchreihe aller Zeiten. Der Hamburger Verlag gehört zu den ersten Adressen in Sachen Kinder- und Jugendbuch sowie für Comics, Mangas und Graphic Novels.

Ein Besuch in den Ottenser Verlagsräumen

Text: Julika Pohle



Harry Potter ist nicht der Typ, der absichtlich auf sich aufmerksam macht oder gern im Mittelpunkt steht. Insofern wäre der Zaubererschüler aus der Feder von Joanne K. Rowling gewiss froh darüber, dass er den Ruhm beim Carlsen Verlag mit vielen anderen Helden teilt. Zwar erinnert in den meisten der schönen, hellen Verlagsräume irgendetwas an den jungen Zauberer – sei es eine Hedwig-Eule aus Pappe, die durch die Flure schwebt oder ein Quidditch-Besen aus Reisig, der in einer Ecke parkt. Doch darüber hinaus schmückt auch die Mondrakete aus „Tim und Struppi“ eine ganze Wand, das grüne Bilderbuch-Wesen „Das kleine Wir“ kommt als Pappaufsteller groß heraus und der Kunststoff-Wichtel, der die berühmten Pixi-Bücher im

Bauchladen präsentiert, ist ohnehin allgegenwärtig. Carlsen zählt heute zu den in Deutschland führenden Verlagen für die Sparten Kinder- und Jugendbuch sowie Comic, Manga und Graphic Novel. Renate Herre, seit 2012 Verlegerin bei Carlsen, weiß, wie man junge Menschen auch im digitalen Zeitalter für das Abenteuer Buch begeistert: „Mit guten Geschichten, die Welten zum Abtauchen fernab des Alltags bieten, oder mit Büchern, die die jungen Leserinnen und Leser in ihrer Lebenswirklichkeit abholen und ihnen geeignete Identifikationsangebote machen.“ Unter den unzähligen Buchhelden sind Comicfiguren wie der mondgesichtige Charlie Brown, Manga-Charaktere wie Son-Goku aus „Dragon Ball“, Romangestalten wie der Göttersohn Percy Jackson oder Kleinkinderlieblinge wie Conni.



In den Räumlichkeiten des Carlsen Verlags in Ottensen wird modernes Arbeiten gelebt



Im Eingangsbereich zierte die berühmte rot-weiße Mondrakete aus den „Tim und Struppi“-Comicbänden eine ganze Wand

Wie alles begann

An die jüngsten Leser richteten sich auch die Comicstrips der ersten Stunde: Mit dem Bären Petzi, der im Original Rasmus Klump heißt und auf einem selbst gebauten Boot Abenteuer erlebt, begann die Verlagsgeschichte in Dänemark. Verlegt wurden Carla und Vilhelm Hansens Bilder geschichten um Petzi und seine Freunde im Kopenhagener Presse-Illustrations-Büro (PIB) / Illustrationsforlaget (if), dessen Leitung der Typograf und Drucker Per Hjald Carlsen (1912–1994) seit 1951 innehatte.

Als Sohn des Klischee-Herstellers Hjalmar Carlsen (1875–1951) entstammte der junge Verleger einer dänischen Zeitungsfamilie. Sein Vater hatte 1899 das PIB gegründet, das aktuelle Illustrationen und Pressefotos an europäische Zeitungen lieferte. Das Unternehmen war auf die Massenproduktion leichter Zink-Klischees (Druckformen) spezialisiert und ermöglichte es kleinen Provinzzeitungen, die keine eigenen Illustrationstafeln anfertigen konnten, ihre Berichte täglich zu bebildern. Nach dem Ersten Weltkrieg begann die Agentur, den Vertrieb von Pressebildern auf Comics auszuweiten; das erste Kinderbuch erschien 1940. Zwei Jahre später gründete Per Carlsen den Bilderbuchverlag Illustrationsforlaget, dessen Erzeugnisse er anfangs persönlich per Fahrrad auslieferte. Die „Petzi“-Reihe erschien als wöchentlicher Comicstrip auch in deutschen Tageszeitungen. Weil die Geschichten im Nachbarland so erfolgreich waren, rief der dänische



1953

Gründung des Verlags in Wandsbek; Veröffentlichung von „Petzi“



1954

Erstes „Pixi“-Buch: Miezekatzen

1965

Umzug nach Reinbek



Einweihung des Verlagsgebäudes in Reinbek

1967

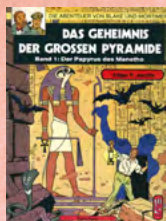
Die ersten sechs „Tim und Struppi“-Bücher (Hergé); „Pinguin Pondus“ von Ivar Myrhaug – der Reihe „Reinbecker Kinderbücher“



1970er-Jahre

Reihe „Comics – weltbekannte Zeichenserien“

- „Prinz Eisenherz“
- „Flash Gordon“
- „Peanuts“

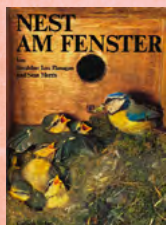


ab 1974

„Blake und Mortimer“ (E. P. Jacobs); „Valerian und Veronique“ (Pierre Christin und J.-C. Mézières)

1977

„Nest am Fenster“ von Geraldine Lux Flanagan und Sean Morris (Deutscher Jugendbuchpreis)



1980

Die schwedische Bonnier-Gruppe übernimmt den Carlsen Verlag

1981

„Gaston“ (André Franquin); „Spirou und Fantasio“ (André Franquin); „Corto Maltese“



Verleger 1953 eine zum Vertrieb bestimmte Hamburger Tochtergesellschaft des Familienunternehmens ins Leben: den Carlsen Verlag.

Ein moderner Verlag

Sieben Jahrzehnte später sind die „Petzi“-Bücher in einer Gesamtauflage von über zwölf Millionen Exemplaren erschienen und der Verlag, der in Wandsbek als kleines Vertriebsbüro mit Warenlager begann, bringt rund 1200 Novitäten im Jahr heraus. Um wachsen zu können, siedelte Carlsen 1965 zunächst ins schleswig-holsteinische Reinbek um, 1989 folgte der Umzug nach Hamburg-Ottensen, wo der Verlag bis heute in der Völkersstraße 14-20 zu Hause ist. Auf dem Gelände der ehemaligen Maschinenfabrik Gutmann, die



Heute (Ottensen) und damals (Reinbek): Der Carlsen Verlag ist hochmodern, schätzt aber auch traditionsreiche Gebäude als Unternehmenssitz

1989 FOLGTE DER UMZUG NACH HAMBURG-OTTENSEN, WO DER VERLAG BIS HEUTE ZU HAUSE IST



hier bis 1980 Sandstrahlgebläse herstellte, bezog der Verlag das denkmalgeschützte ehemalige Kontorgebäude aus dem Jahr 1905. Kleine, helle Büros, verwinkelte Flure und viele Treppen machen den Charme des Stammhauses aus.

Direkt nebenan, auf der anderen Seite des kopfsteingepflasterten Hofes, auf dem noch die Schienen einer alten Industriebahn verlaufen, mietete der Verlag vor einigen Jahren ein weiteres Werksgebäude an. Die einstige Dreherei wurde 2021 so umgebaut, dass sie den Bedürfnissen des modernen, seit 1980 zur schwedischen Bonnier Mediengruppe gehörenden Carlsen Verlags entspricht. Für den Entwurf der innovativen Büroräume im historischen Bestand erhielt das Berliner Architekturbüro de Winder 2022 den Award

„Best Workspaces“, einen internationalen Preis für Bürobauten. „Winston Churchill meinte einmal: Architektur beeinflusst Verhalten. Zuerst prägt der Mensch den Raum, dann prägt der Raum den Menschen“, sagt der Verlagsgeschäftsführer Joachim Kaufmann. „Ich glaube, dass die neuen Büros die Arbeit der Menschen bei Carlsen noch über viele Jahre hinaus prägen werden, hoffentlich positiv.“

Zufriedene Mitarbeiter seien generell erwünscht: „Aktuell beschäftigen wir uns mit einem neuen, zeitgerechten Arbeitszeitmodell oder neuen Formen der Entscheidungsfindung in unserem Verlag“, erklärt Kaufmann. So können die Angestellten seit April 2024 ein Modell ausprobieren, das 90 Prozent Gehalt bei 80 Prozent

ZUERST PRÄGT DER MENSCH DEN RAUM, DANN PRÄGT DER RAUM DEN MENSCHEN



Arbeitszeit bietet. Zudem ist jeder im Team eingeladen, an abteilungsübergreifenden Projekten teilzunehmen und dabei auch ein Gespür für die Tätigkeitsbereiche der Kollegen zu bekommen. Der großzügige architektonische Zuschnitt des Fabriklofts passt ausgezeichnet zum Carlsen-Selbstbild, in dem Transparenz, Flexibilität und geplante sowie zufällige Begegnungen am Arbeitsplatz eine wichtige Rolle spielen.

Rund 70 Menschen arbeiten in den neuen Räumen – wahlweise in lichten Büros mit Glasfronten oder an Schreibtischen, die auf einer offenen Galerie stehen. Wer ungestört telefonieren will, kann sich in schallgeschützte „Telefonzellen“ zurückziehen, die an Übungskabinen für Musikstudenten erinnern. An den zweigeschossigen Büroflügel, der von den Abteilungen Vertrieb, Marketing und Presse bezogen wurde, grenzt ein sehr großer, mit mobilen Möbel-Modulen ausgestatteter Raum. Diese für viele Zwecke nutzbare „Markthalle“ lässt sich von dem hoch gelegenen Konferenzraum aus durch ein Panoramafenster überblicken, eine Bibliothek ist durch Vorhänge abgetrennt.

Ebenerdig gibt es eine weitere, ganz besondere Büchersammlung: Zahllose Pixis weisen in passgenauen Regalen mit den Covern nach vorn. Bereits 1954 entwickelte Per Hjaldr Carlsen nach

kanadischem und US-amerikanischem Vorbild das Pixi-Buch für kleine Kinder; die Lizenz kam aus Toronto, wo 1948 das allererste „Pixie Book“ („Kobold-Buch“) publiziert wurde. Während die Pixis der Neuen Welt etwas größer waren und 36 Seiten umfassten, legte Carlsen ihr Format auf zehnmal zehn Zentimeter fest. So haben auf einem Druckbogen genau vier Pixis mit 24 Seiten Platz. Diese wirtschaftliche Überlegung war die Voraussetzung für den durchgängig niedrigen Preis der Minibücher (anfangs 50 Pfennige, heute 99 Cent).



1982
„Die Schlümpfe“



1988
„Marsupilami“
(André Franquin)

1989
Umzug des Verlags nach
Ottensen

1991
„Akira“ (Otomo);
Etablierung des Bereiches
„Graphic Novels“



1992
„Conni kommt in den Kindergarten“



Geschäftsführer
Joachim Kaufmann hofft, dass
die modernen
Räume das Team
inspirieren



Im Mittelpunkt
der großzügigen
Räumlichkeiten
stehen stets die
Bücher

Erfolg der Pixi-Bücher

Per Carlsen besaß Mut zum kalkulierten Risiko. Er stellte seine Neuerfindung auf der Frankfurter Buchmesse vor und verkaufte schon 1957 rund eine Million Pixi-Bücher. Heute ist die Marke mit über 2600 Titeln und einer Gesamtauflage von mehr als 500 Millionen Exemplaren die erfolgreichste Bilderbuchreihe aller Zeiten. Zusammen mit dem Carlsen Verlag feiert das Altonaer Museum derzeit den 70. Pixi-Geburtstag mit einer Ausstellung. Sie erinnert unter anderem daran, dass das erste Buch, das Kinder sich selbst aussuchen und selbst lesen, oft ein Pixi ist. Weil zu Carlsons Konzept von jeher die Leseförderung gehört, werden die Büchlein aus der kindergroßen Aufstellfigur mit Bücherschüssel nicht nur in Buchhandlungen angeboten, sodass sie für alle Bevölkerungsschichten zugänglich sind.

Das Bestreben des Verlags, Kinder und Bücher zusammenzubringen, wird seit einem Vierteljahrhundert von magischer Seite unterstützt:

Das Phänomen „Harry Potter“ führte zu einem globalen Lesefieber. „Harry Potter hat die Lesebiografie vieler Kinder, Jugendlicher und auch Erwachsener geprägt, viele erst zu begeisterten Lesern gemacht“, sagt Herre. Die Erfolgsgeschichte begann 1997. Klaus Humann, der gerade als Verlagsleiter bei Carlsen angefangen hatte, fand Gefallen am Erstlingswerk einer jungen britischen Autorin, das in ihrer Heimat als Geheimtipp galt. Da es damals ein Wagnis war, dicke Kinderbücher zu verlegen, blieb die Konkurrenz überschaubar – zumal Humann sich auf einen Schlag die deutschen Rechte an drei Bänden sicherte.



HARRY POTTER HAT DIE LESEBIOGRAFIE VIELER KINDER, JUGENDLICHER UND AUCH ERWACHSENER GEPRÄGT



Verlegerin Renate
Herre sieht das
Geheimnis des
Erfolgs in guten
Geschichten

Zauberhafte Absatzzahlen

„Harry Potter und der Stein der Weisen“ erschien 1998 in einer Startauflage von 8000 Exemplaren, der Verkauf war mäßig. Erst mit dem dritten Buch, „Der Gefangene von Askaban“, kam 1999 der Durchbruch, sodass Carlsen Probleme hatte, genügend Druckpapier für Band vier sowie die Nachdrucke der Vorgängerbände zu beschaffen – und auf Papieren unterschiedlicher Qualität drucken musste.

„Carlsen ist seit dem Erscheinen der Harry-Potter-Bücher enorm gewachsen“, sagt die Verlegerin: „Damals arbeiteten hier circa 40 Mitarbeiter, mittlerweile sind es rund 240.“ Dies sei zwar nicht allein auf den Zauberschüler zurückzuführen, doch Potter brachte seinem deutschen Verlag internationale Aufmerksamkeit. Und: „Natürlich hat der wirtschaftliche Erfolg auch dazu geführt, dass größere Lizenzkäufe

möglich wurden“, so Herre. Rowlings Megaseller – im deutschen Sprachraum erreichten die Romane bis heute eine Gesamtauflage von über 35 Millionen Exemplaren – katapultierte den Comic-Verlag aus Ottensen in eine andere Liga.

Jugendbücher ...

Um heute Trends im Jugendbuchbereich zu ermitteln, orientiert sich der Verlag besonders am angloamerikanischen Buchmarkt, erklärt die Verlegerin: „Dafür tauschen wir uns mit Agenturen aus, beobachten aber auch selbst die sozialen Medien, in letzter Zeit vor allem TikTok, wo Trends sich oft sehr früh abzeichnen. Hier boomen schon seit ein paar Jahren Romantasy-Reihen, die fantastische Motive und dramatische Liebesgeschichten verbinden.“ Ein früher Erfolg sei die „Biss“-Reihe von Stephanie Meyer, die als „Twilight“ verfilmt wurde, zu den aktuellen Bestsellern zähle das Buch „The Serpent and the Wings of Night“ von Carissa Broadbent, das von der menschlichen Tochter eines Vampirkönigs handelt. Besonders gefragt seien unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen derzeit edel ausgestattete Bücher mit geprägtem Cover und Farbschnitt. Schließlich sollen die Romane cool aussehen, wenn sie auf Social Media vorgezeigt werden.

... und Kinderbücher

Fantastisches ist auch im Kinderbuchbereich angesagt. Da gibt es zum Beispiel das „NEINhorn“ von Marc-Uwe Kling und Astrid Henn, das die Nase voll hat von der gereimten Glitzerwelt und dem ewigen Frohsinn seiner Einhorn-Familie, oder die schrulligen Monster, die sich in den Büchern mit der Aufschrift „Bitte nicht öffnen“ von





Charlotte Habersack verstecken. Schon zu den Klassikern zählt die Serie „Die Schule der magischen Tiere“ von Margit Auer. „Wir haben aber auch viele realistische Bücher in unserem Programm, die relevante Themen vermitteln“, sagt Herre. Wie etwa den Jugendroman „Goldene Steine“ der Hamburger Autorin Cornelia Franz, in dem es um Zusammenhalt im Angesicht des Antisemitismus geht, oder Andreas Steinhöfels preisgekrönte Romanreihe über die beiden ungleichen Freunde „Rico und Oskar“.

Die Comic-Sparte

Über das Jugendsegment hinaus ist Carlsen auch seinem Sprechblasen-Standbein treu geblieben. Nach „Petzi“ erschienen 1967 die Comic-Bücher des belgischen Zeichners Hergé, die von einem schlauen Reporter und seinem Hund handeln: „Tim und Struppi“ sei ein Klassiker, der „die Comictradition des Verlags begründet hat“, sagt Klaus Schikowski, Programmleiter für Comic und Graphic Novel bei Carlsen. Zum Auftakt wurden Tims erste sechs Abenteuer verlegt, im Laufe

Liebe zum Detail:
Überall begegnen
einem Charaktere
aus den gedruckten
Werken



1993
„Kannst du pfeifen, Johanna“ von Ulf Stark und Anna Höglund (Deutscher Jugendliteraturpreis)

1997
„Dragon Ball“ von Akira Toriyama; Etablierung des Bereiches „Carlsen Manga!“



1998
„Harry Potter und der Stein der Weisen“

2004
„Barfuß durch Hiroshima“ von Keiji Nakazawa



2006
„Biss zum Morgen grauen“;
„Percy Jackson: Diebe im Olymp“

2007
Übernahme des Nelson Verlags

2008
„Rico, Oskar und die Tieferschatten“ (Deutscher Jugendliteraturpreis)





Der Verlag nutzt die Gebäude der ehemaligen Maschinenfabrik Gutmann in der Völckersstraße

eines Jahrzehnts erschienen alle 25 Bände. „Tim ist mit seinem Mut und seiner Loyalität gegenüber seinen Freunden natürlich ein großes Vorbild für Kinder“, so Schikowski. „Die Welt allerdings, in der er sich bewegt, muss Kindern von heute an einigen Stellen erklärt werden. Wie auch in anderen Zusammenhängen ist es für Kinder wichtig zu verstehen, dass sich Wertesysteme im Laufe der Zeit verändern können.“

Weil Comics im Deutschland der 1960er- und frühen 1970er-Jahre noch nicht salonfähig waren, sah Carlsen damals davon ab, auch die Rechte an „Asterix“ zu erwerben – nahm aber nach und nach andere illustre Helden wie „Gaston“, „Marsupilami“ und „Die Schlümpfe“ auf. Der zwischen 1982 und 1998 bei Carlsen wirkende Comic-Lektor Andreas C. Knigge entwickelte ein eigenständiges deutsches Comicprogramm. Außerdem leitete er 1989 mit der Veröffentlichung von Frank Millers „Batman: The Dark Knight Returns“ einen Aufschwung des Superhelden-Comics ein und publizierte mit „Akira“ von Katsuhiro Otomo die erste Manga-Serie in Deutschland. Zu den populärsten Mangas

bei Carlsen zählt „One Piece“ von Eiichirō Oda, worin die Geschichte eines Gummimenschen und Schatzsuchers erzählt wird.

Graphic Novels

2004 veröffentlichte der Verlag den ersten Comic-Roman: „Barfuß durch Hiroshima“ ist eine autobiografische Erzählung des japanischen Zeichners Keiji Nakazawa, in der die Geschehnisse vor und nach der nuklearen Katastrophe geschildert werden. Das Werk begründete den seither wachsenden Programmbereich der Graphic Novels – der in der Regel anspruchsvoll und nicht auf Serie angelegt ist. „Graphic Novels können sich mit allem beschäftigen, sie sind sozusagen die Belletristik der Comics“, sagt Schikowski. „Aber insgesamt haben sich doch einige Themenfelder durchgesetzt. Besonders beliebt sind derzeit Memoiren und Biografien, historische Themen, Literaturadaptionen und nicht-fiktionale Comics, also Sachbücher in Comicform.“ Zu letzteren gehört zum Beispiel der 1993 erschienene Sachcomic „Comics richtig lesen – Die unsichtbare Kunst“ von Scott McCloud. Der Künstler





MENSCHEN SIND IMMER NOCH BEREIT, FÜR GUTE INHALTE GELD ZU BEZAHLEN

Verlegerin Renate Herre

führt als Comicfigur durch sein eigenes Buch, erläutert dabei die grundlegenden Aufbauelemente sowie Erzählstrategien des Mediums und wendet diese selbst an.

Repräsentativ für Carlsen seien in erster Linie die Graphic Novels deutscher Comiczeichner wie Reinhard Kleist („Nick Cave“) oder Melanie Garanin („Völlig meschugge!“), so der Comic-Chef. In diese Reihe gehört auch der Zeichnkünstler Flix, der mit „Spirou in Berlin“ als erster Deutscher ein Abenteuer des frankobelgischen Comic-Klassikers „Spirou und Fantasio“ zeichnen durfte. Zu den wichtigen internationalen Autoren zählen Catherine Meurisse („Die Leichtigkeit“) oder Will Eisner („Ein Vertrag mit Gott“). Welche Bildergeschichten Carlsen ins Programm nimmt, werde von der „popkulturellen oder gesellschaftspolitischen Relevanz des Themas“ beeinflusst, sagt Schikowski, doch „am Ende ist die erzählerische und darstellerische Qualität das entscheidende Kriterium.“

Die Zukunft der Bücher

Wie aber sieht die Zukunft aus für einen Verlag, der hochwertige, gedruckte Bücher produziert? „Im Bereich Medien stehen allen Unkenrufen zum Trotz die Bücher aus fast allen Gattungen positiv hervor, in erster Linie, weil wir nicht abhängig sind von werbefinanzierten Projekten“, sagt Geschäftsführer Kaufmann. Menschen seien immer noch bereit, für gute Inhalte Geld zu bezahlen: „Deshalb war der Buchmarkt in den letzten Jahren ziemlich stabil, das erwarten wir auch für die kommenden Jahre. Als Carlsen Verlag wollen wir bestimmte Bereiche forcieren“, so Kaufmann, „dazu zählt Manga genauso wie New Adult und Young Adult, ein Segment, das momentan – verstärkt durch TikTok – rasant wächst und das Interesse der nachwachsenden Generation am Format Buch eindrucksvoll belegt.“ Das klingt nach magischen Möglichkeiten.

Julika Pohle ist Kulturwissenschaftlerin, Journalistin und Autorin, u. a. für die „Welt am Sonntag“. Ihre Lieblingshelden im Carlsen-Universum sind Minerva McGonagall (Rowling), Sally Brown (Schulz) und „Der Hund, der bis zweitausend zählte“ (Könnecke)



2012

„Der Boxer“ von Reinhard Kleist (Deutscher Jugendliteraturpreis)

2013

„Die Schule der magischen Tiere“; Impress wird als digitales Label für Romantasy-Titel gegründet



2014

Übernahme des LAPPAN Verlags; „Schneeriese“ von Susan Kreller (Deutscher Jugendliteraturpreis)



2019

„Das NEINhorn“

2021

Das Manga-Label „Hayabusa“ wird ins Leben gerufen

2022

„Spinne spielt Klavier“ von Benjamin Gottwald (Deutscher Jugendliteraturpreis)



2023

„Wolf“ von Saša Stanišić; „Über den Dächern von Jerusalem“ von Anja Reumschüssel



2024

„Goldene Steine“; „The Serpent and the Wings of Night“





Co-Kurator
Lars Lindemann
bringt durch
seine jahrelange
Erfahrung als Foto-
chef bei „Geo“
viel Expertise mit

Auch historische Fotoalben aus der Sammlung von Massimo Stefanutti sind der in der Ausstellung „Ja, ich will!“ im Jenisch Haus zu sehen



ES IST DAS WAHRSCHEINLICH MEIST FOTOGRAFIERTE RITUAL DER WELT

Das Jenisch Haus zeigt in der Ausstellung „Ja, ich will!“, wie unterschiedlich Hochzeiten weltweit zelebriert und fotografiert werden. Im Gespräch mit HISTORY LIVE verrät Co-Kurator Lars Lindemann, warum die Hochzeitsfotografie zu Unrecht kritisch beurteilt wird und was gute Fotografie ausmacht

Interview: Johanna Zobel

Herr Lindemann, Sie sind Co-Kurator der Ausstellung „Ja, ich will!“, waren Fotochef bei „Geo“ und haben selbst fotografiert. Waren darunter auch Hochzeiten?

Ja, ich habe auch Hochzeiten fotografiert. Hochzeitsfotografie ist wahnsinnig anstrengend. Damals habe ich eher langsam und im Mittelformat fotografiert, deshalb war das nicht so meins. Aber ich fotografiere schon lange nicht mehr selbst.

Was fanden Sie so anstrengend an der Hochzeitsfotografie?

Es erfordert total viel Aufmerksamkeit und Konzentration, die wichtigsten Protagonisti:nnen neben dem Brautpaar im Blick zu behalten – sprich die Familie. Es ist ein langer, intensiver Tag mit großen Emotionen. Und der Druck ist hoch, weil die Momente nicht reproduzierbar sind. Entweder man hat sie auf dem Bild oder nicht. Früher habe ich auf Film fotografiert – da wusste man noch nicht mal, was man mit nach Hause nimmt.



VALERIE BAERISWYL

„Ich mag diesen reportagigen Ansatz sehr. Dieses Bild ist wahnsinnig gut komponiert. Den Blick auf das Geschehen so gut zu dokumentieren, finde ich schon sehr besonders.“

Worauf kommt es bei der Hochzeitsfotografie an?

Empathie. Man muss sich auf das Fest einlassen – und dessen Bedeutung für das Hochzeitspaar und die Familien. Man braucht einen sehr feinen Blick, um Nuancen herauszuarbeiten, die über das Kommerzielle hinausgehen – und einen guten Sinn für Humor.

Braucht es dafür einen bestimmten Charakter?

Ich kann mir viele Fotografen-Charaktere vorstellen, die auf Hochzeiten nicht so gut funktionieren würden. Man muss sich schon einfügen. Und es muss harmonieren. Ein großes Fotografen-Ego hat da einfach keinen Platz.

Haben sich die Ansprüche mit der Zeit verändert?

Ich denke schon. Das Weichzeichnen ist weniger gefragt. Früher gab es Hochzeitfotografie-Fil-

ter-Kits. Heutzutage geht es, gerade bei den jungen Leuten, vermehrt darum, schöne, ästhetische Bilder zu kreieren, oft mit reportagiger Anmutung.

Was ist an dem Thema Hochzeitsfotografie, vor allem im Hinblick auf die Ausstellung, so spannend?

Es ist das wahrscheinlich meist fotografierte Ritual der Welt. Da bin ich mir relativ sicher. Daraus kann man auch anthropologisch ganz viel ableiten: Worin bestehen weltweit die Unterschiede? Welche Bedeutung hat das Heiraten historisch? Das sieht man exemplarisch an der Arbeit von Juan de la Cruz Megías Mondéjar, einem spanischen Fotografen, dessen Bilder auch in der Ausstellung zu sehen sind. Seine Arbeiten beginnen in den 1980er-Jahren im postfrankistischen Spanien, das noch von der Diktatur und dem Katholizismus geprägt war. Andererseits gab es eine junge Generation, die mit Konventionen brach, wie

auf dem Plakatmotiv zu sehen ist. Wenn man dieses Foto, mit dem zu seiner frisch Vermählten ins Bett springenden Bräutigam, heute sieht, bringt es einen zum Schmunzeln. Aber für die damalige Zeit in Spanien war das schon sehr, sehr gewagt.

Wie entstand die Idee zur Ausstellung

„Ja, ich will!“?

Initiator ist Paolo Woods, er hat das Festival „Cortona On The Move“ als künstlerischer Leiter vor drei Jahren übernommen. Beim ersten Festivalthema „Me, myself an I“ ging es um Subjektives in der Fotografie, vor allem der dokumentarischen Fotografie. Davon ausgehend kam seine Idee, eine Ausstellung zur Hochzeitsfotografie zu machen. Ich habe ihn darin bestärkt. Diese Form ist für junge Fotograf:innen, die eigentlich journalistisch oder dokumentarisch tätig sind, ein gutes Nebengeschäft und man lernt dabei sehr viel.

Ihnen scheint das Thema eine Herzensangelegenheit zu sein ...

Als ehemaliger „Geo“-Fotochef war es mir ein Anliegen, darzustellen, dass es keine niedrigen Kasten in der Fotografie gibt. Die Ausstellung nach Hamburg ins Jenisch Haus zu bringen, ist mir als Hamburger, aufgewachsen im Westen der Stadt, auch persönlich ein absolutes Fest. Ich verbinde etwas mit diesem Anliegen – habe früher im Rahmen von Vorträgen, Workshops und Seminaren jungen Fotografierenden immer wieder empfohlen, auch Hochzeiten zu fotografieren. Denn man kann eine Menge über soziale Interaktionen, über Gesellschaft, aber eben auch fotografisch daraus lernen. Wirklich gute Hochzeitsfotografie stellt hohe Anforderungen an die Fotograf:innen in puncto Porträt, Inszenierung und Dokumentation.

Wenn man Ihnen so zuhört, gewinnt man den Eindruck, dass es sich bei der Hochzeitsfotografie um eine sehr anspruchsvolle Form der Fotografie handelt. Warum wird diese innerhalb der Profession kritisch gesehen?

Dieses Naserümpfen, diese Arroganz gegenüber der Hochzeitsfotografie ist insbesondere in deutschsprachigen Ländern und in Italien sehr verbreitet. Das ist aber nicht überall so: In den USA zum Beispiel ist die Hochzeitsfotografie völlig akzeptiert. Gerade mit der Krise der Print-Medien und des Journalismus kann man sich die

Arroganz auch nicht mehr leisten. Denn da sich mit Hochzeitsfotografie vergleichsweise gut ein Lebensunterhalt bestreiten lässt, kann sie auch für ambitionierte Dokumentarfotograf:innen ein ideales Standbein sein. Ich glaube, in Deutschland ist es mittlerweile zumindest etwas akzeptierter.

Aber wie kam der schlechte Ruf überhaupt?

Wahrscheinlich hatte das eine ganz eigene Dynamik. Die Fotografie war lange nicht als Kunstform anerkannt. Meine Vermutung ist, dass sich nach unten hin eine gewisse Hierarchie entwickelte: Von der künstlerischen Fotografie über die dokumentarische Fotografie bis zur journalistischen



THOMAS SAUVIN

„Dieses Bild eines unbekannten chinesischen Hochzeitsfotografen steht stellvertretend für die Sammlung des französischen Künstlers Thomas Sauvin und gibt Einblick in ein Ritual chinesischer Hochzeitsgesellschaften. Durch die Bilder taucht man in eine ganz andere Welt ein, die überhaupt nicht bekannt ist. Die Zigaretten gibt man an die Gäste. Die werden mehrfach angeraucht. Das soll Glück bringen.“



JUAN DE LA CRUZ MEGÍAS MONDÉJAR

„Das ist ein sehr humorvoller, mutiger Umgang mit dem Thema. Dieses Bild ist wahrscheinlich in den 1990er-Jahren in Spanien entstanden. Man sieht das Kruzifix, was auf einen katholischen Kontext schließen lässt. Es zeichnet sich durch Leichtigkeit aus.“

Reportage-Fotografie. Da gibt es viele Animositäten. Irgendwann haben bestimmte Menschen die Hochzeitsfotografie als niedrigstes Glied ausgemacht. Das war eine Zeit, in der die Auftragslage für Fotograf:innen sehr gut war und wenig Demut vorherrschte.

In den 1980er- und 1990er-Jahren flogen Journalist:innen Business-Class und Ressortleiter:innen fuhren große Autos. Wenn man sich so manches Verlagshaus anschaut, das in der Zeit entstanden ist, spricht die Architektur nicht von Demut, dabei wäre sie heute gefragter denn je.

Auch das Jenisch Haus ist ein imposantes Gebäude – und nicht selten Motiv auf Hochzeitsfotos. Findet die Ausstellung deshalb hier statt?

Ja, tatsächlich schon. Ich habe Anja Dauschek, der Direktorin des Altonaer Museums, von dieser Ausstellungsidee erzählt. Da meinte sie: „Mensch, das wäre ja was für das Jenisch Haus.“ Zu dem Zeitpunkt war mir nicht bekannt, dass das Jenisch Haus eine Dependence des Altonaer Museums ist und damit in ihren Verantwortungsbereich fällt. Eigentlich sollte das Jenisch Haus saniert werden. Das hat sich aber verschoben und dadurch wurde ein Zeitfenster für die Ausstellung frei.

Hat Ihnen Ihre Erfahrung bei „Geo“ geholfen, auszuwählen, welche Bilder hier ausgestellt werden?

Die Bilder kamen schon in einer Vorauswahl von „Cortona On The Move“. Aber generell hilft das Editieren, das Prinzip „Kill your Darlings“ beim



MANAL ALHUMEED

„Die Bilder der saudi-arabischen Hochzeitsfotografin sind sehr spannend. Dieses Bild hat einen sehr ersten Hintergrund: die Rolle der Frau, die als Braut nicht sichtbar sein kann. Das Gesicht ist nicht sichtbar, weil die Frau nicht unverschleiert gesehen werden darf. Die Bilder zeigen einen sehr eleganten und ästhetischen Umgang damit, und veranlassen einen zum Nachdenken.“

Ausstellen ungemein. Wenn Bilder nicht funktionieren – sei es im Magazin- oder Ausstellungskontext – dann muss man sie opfern. Diese Opferbereitschaft lernt man schon.

Warum ist die Entscheidung auf die hier ausstellenden Künstler gefallen?

Als die Ausstellung konzipiert wurde, gab es eine Vielzahl an Möglichkeiten. Paolo Woods und das Team von „Cortona On The Move“ haben versucht, möglichst vielfältig Kontinente und soziale Kontexte zu berücksichtigen. So haben wir einerseits Bilder von Hochzeiten aus Haiti, die unter wirklich sehr ärmlichen Bedingungen stattfanden, aber dennoch zelebriert wurden. Andererseits haben wir die unfassbar aufwendigen und teuren Upperclass-Hochzeiten in Indien und

Saudi-Arabien. Es ist ein breites Spektrum ganz unterschiedlicher Zusammenhänge.

Wie viele Bilder sind in der Ausstellung zu sehen?

Die Ausstellung umfasst knapp 100 Bilder und zusätzlich einige Hochzeitsalben aus der historischen Sammlung von Massimo Stefanutti. Zudem gibt es Leihgaben der Hamburger und Hamburgerinnen.

In welchem Zeitraum sind die Fotografien entstanden?

Die Ausstellung umfasst ungefähr 130 Jahre. Die frühesten Bilder sind aus den 1890-Jahren, die jüngsten aus den 2020ern. Der historische Schwerpunkt liegt bei den Alben, dann steigen

HEUTZUTAGE GEHT ES VERMEHRT DARUM, SCHÖNE, ÄSTHETISCHE BILDER ZU KREIEREN, OFT MIT REPORTAGIGER ANMUTUNG



wir in den internationalen Ausstellungsbeiträgen wieder in den 1980er-Jahren ein.

Einige der historischen Alben stammen, wie Sie eben erwähnt haben, von Hamburgerinnen und Hamburgern. Das Museum hat hierzu extra einen medialen Aufruf gestartet. Wie wurde dieser angenommen?

Es gab ganz viele Rückmeldungen, was uns sehr gefreut hat. Die allermeisten haben Einzelbilder angeboten. Uns ging es aber schon darum, ganze Alben zu bekommen. Wir haben einige sehr spannende Einreichungen dabei, allerdings vorwiegend ab den 1950er-Jahren. Ich vermute, dass viele ältere Alben im Krieg zerstört wurden.

Welche Motive sind Ihnen besonders aufgefallen?

Es gibt einen Klassiker, den ich auch aus unseren Familienalben kenne: die Aufstellung von Braut, Bräutigam und den Trauzeugen vor dem Standesamt. Das ist für die 1950er- und 1960er-Jahre ganz typisch. Dann ist noch eine Hochzeit auf dem Süllberg dabei, die aufgrund des Ortes auch historisch interessant ist. Aber auch die Tradition, handschriftlich kurze Sprüche in ein Album zu schreiben oder etwas zu zeichnen, findet sich oft.

Gab es Hochzeitsbräuche, die Sie überrascht haben?

Sehr kurios und überraschend waren die Rauch-Rituale in China. Das ist die Arbeit eines anonymen Hochzeitsfotografen. Der französische Kurator Thomas Sauvin hat die Bilder aus einer Recyclinganlage gerettet. Dabei kamen diese Rituale zum Vorschein. Aber auch die aufwendige Bollywood-artige Inszenierung der indischen Hochzeitsfotografen finde ich spektakulär und spannend.

In der Ausstellung sind viele fotografische Stile zu sehen. Was zeichnet gute Fotografen generell aus?

Ein ästhetisch-kompositorisches und erzählerisches Talent. Das betrifft sowohl künstlerische Porträt-Fotografie als auch journalistisch-dokumentarische Fotografie. Außerdem ist das Zuhören elementar – und zwar in jeglicher Hinsicht. Nicht nur auf die Worte, auch auf Stimmung und Atmosphäre muss man sich einlassen.

Welchen Wert hat die Ausbildung zum Fotografen in Zeiten des Smartphones noch?

Es gab schon immer brillante Autodidakten, aber die intensive Auseinandersetzung – ob die nun autodidaktisch, in einer Ausbildung oder einem Studium stattfindet – ist vielleicht nicht ganz so relevant. Ungemein wichtig ist vielmehr die Auseinandersetzung mit anderen: mit Lehrenden, Kommilitonen oder Auszubildenden. Ich glaube, es ist ganz entscheidend, das Medium einmal grundsätzlich verstanden zu haben. Das ist mit der Smartphone-Fotografie nicht unbedingt gegeben.

Gibt es im Verlagswesen einen Konflikt durch die verbreitete Smartphone-Fotografie?

Die Konflikte finden nicht unbedingt zwischen der Redaktion und den Fotograf:innen statt. Es ist eher die Frage: Welchen Wert hat Journalismus? Und was misst man dem bei? Dazu gehört unweigerlich auch der visuelle Journalismus. Er hat einen großen gesellschaftlichen Wert. Wir brauchen journalistische, dokumentarische Fotografie und überhaupt freien Journalismus, weil er ein Garant und ein Stützpfeiler der Demokratie



SAM & EKTA

„Dieses Bild erinnert an das indische Holi-Fest. Vermittelt aber auch total großen Spaß, eine Freude am Ritual. Das ist auch wunderbar komponiert. Fast die Darstellung einer indischen Gottheit. Irgendwie ein Zitat der indischen spirituellen Ikonographie.“

ist. Ob da ein Redakteur oder eine Redakteurin ein Handyfoto mitbringt, ist nicht der Kern des Problems. Dahinter stehen die Fragen: Wer finanziert den Journalismus heutzutage? Und wie?

Haben Sie schon mal gehört, dass jemand mit einem Smartphone eine Hochzeit fotografiert hat?

Ich glaube, die allermeisten beauftragen professionelle Hochzeitsfotograf:innen, vielleicht auch ambitionierte Amateurfotograf:innen aus dem privaten Umfeld, die aber mit einer ordentlichen Kamera kommen.

Sind Sie verheiratet?

Ich bin verheiratet.

Wer hat die Bilder gemacht?

Meine Frau und ich haben auf einem Leuchtturm an der Ostsee zu zweit geheiratet. Wir haben bloß ein Selfie gemacht. Davon abgesehen gibt es keine Hochzeitsbilder.

Johanna Zobel ist Redakteurin beim „Genuss-Guide“ der „SZENE HAMBURG“. Sie studierte Medien und kulturelle Praxis an der Philipps-Universität Marburg, moderiert den Podcast „Einmal alles, bittel!“ und ist häufig mit ihrer Kamera anzutreffen

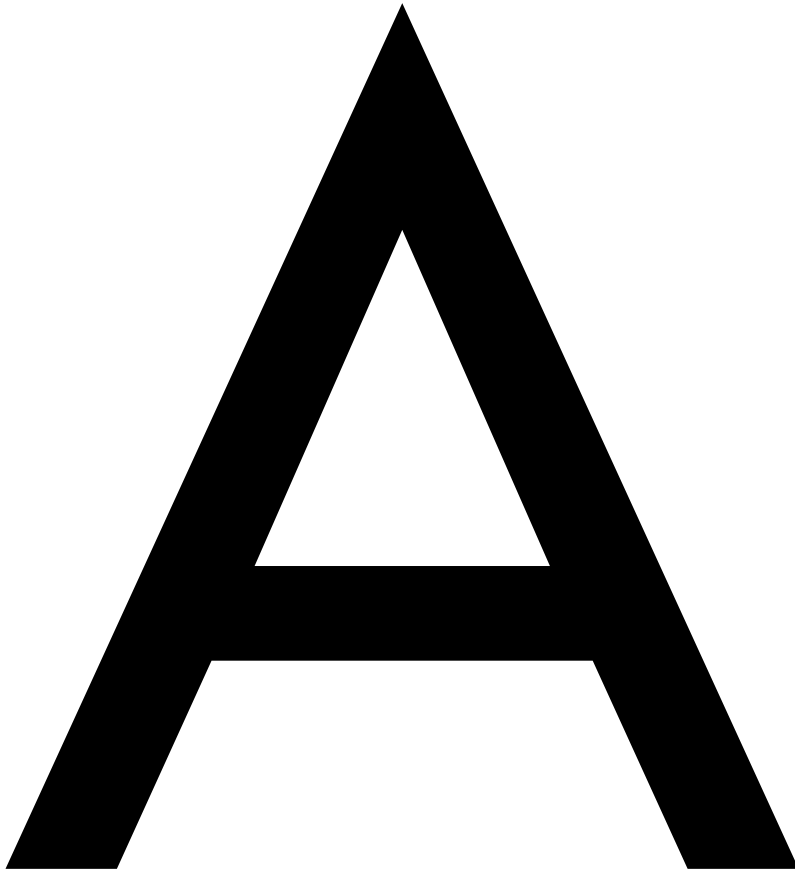


Die Druckplatte der „Harburger Nachrichten“ zeigt die per Handsatz gelegte Titelseite der Zeitung vom 27. August 1981

DRUCKREIFE ZEILEN

Im Museum der Arbeit sorgt eine eingespielte Truppe Ehrenamtlicher dafür, dass die Kunst und Geschichte des Buchdrucks lebendig bleibt. Ein Besuch bei Klaus Raasch, Walter Fischer und Erich Hirsch, die die „Schwarze Kunst“ noch immer mit Leidenschaft betreiben

Text: Marco Arellano Gomes
Fotos: Jérôme Gerull



Am Anfang war das Wort. Klaus Raasch, blau-rot kariertes Hemd, blaue Jeans und Brille, greift sich einen Winkelhaken und setzt einzelne Blei-Buchstaben darin ein. „Die Buchstaben stehen auf dem Kopf“, erklärt er. Daran müsse man sich zu Beginn gewöhnen. „Das kleine ‚u‘ sieht aus wie ein ‚n‘, das ‚b‘ wie ein ‚d‘ und umgekehrt.“ Aber das habe man schnell raus. Er wählt die Hausschrift Futura, öffnet eine Schublade. Wie kleine Lego-Bausteine liegen sie da, die Zutaten, aus denen Texte werden.

Knapp 50 verschiedene Schriften befinden sich in den Setzkästen der Setzerei im Museum der Arbeit – von 8 Punkt bis 48 Punkt. Aufkleber weisen darauf hin, welche Schrift in welcher Schublade steckt: Helvetica, Futura, Garamond – alles, was das Typografen-Herz begehrt. „Damit kann man schon einiges machen“, sagt Raasch und setzt in aller Ruhe Buchstabe für Buchstabe in den Winkelhaken – erst ein H, dann ein I, ein S, T, O, R, Y. Um die Abstände auszugleichen, nutzt er sogenanntes Blindmaterial – Material, das, da es tiefer liegt, beim Druck nicht aufs Papier übertragen wird. „Alles muss manuell und mechanisch ausgeglichen werden. Das ist schon ein gewisser Aufwand“, so Raasch. „So sieht ein Rohsatz aus“, sagt er und hält die fertige Zeile hoch. HISTORY LIVE steht nun da, auf dem Kopf stehend.

Die Setzerei ist mit Glaswänden vom Großraum getrennt, damit die einzelnen, aus Blei gegossenen Buchstaben (Letter) und Satzzeichen hübsch sortiert in ihren Schubladen und Fächern bleiben. Wenn mal ein Buchstabe fehlt, müsse man sich eine andere, verwandte Schrift suchen, erklärt Raasch. Nutzen sich Lettern ab, kriegt man diese nicht mehr ersetzt, da sie nicht mehr hergestellt werden. Historische Schriften könne man nur noch aus weiteren Beständen beziehen.

DIE GRAFISCHE ABTEILUNG

Wer das Museum der Arbeit mit seinen imposanten Backsteinbauten in Barmbek besucht, kommt an der Abteilung Grafisches Gewerbe nicht vorbei. Eine gute Hälfte des zweiten Stockwerks der „Neuen Fabrik“ widmet sich diesem Bereich. Auf dem Gelände war einst der Sitz der New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie (NYH), was noch immer am geräumigen Fabrikcharakter zu erkennen ist. Seit 1997 stehen die Gebäude im Dienst des Museums.

Raasch ist von der ersten Stunde an dabei, zunächst als freier Mitarbeiter, später als Ehrenamtlicher. Bereits als Schüler druckte er in Essen (Nordrhein-Westfalen) mit Linolschnitten Plakate, suchte regelmäßig eine Druckerei im Stadtteil Werden auf. „Das Setzen und Drucken hat mich einfach begeistert“, so Raasch. Das direkte Arbeiten am Material fasziniere ihn: „Man sieht sofort das Ergebnis“. 1980 bewarb er sich an einigen Kunsthochschulen, einzige Bedingung: eine Buchdruck-Abteilung. Da das Zentrum der Druckkunst in Leipzig lag (damals noch Teil der DDR), kamen nur Berlin und Hamburg in Frage. Raasch entschied sich für die Hochschule für Bildende Künste (HFBK) in Hamburg, eröffnete 1984 ein Atelier in Bahrenfeld und machte sich selbstständig. Aufgrund steigender Mieten zog er Anfang der 2000er mit seinem Atelier in die Nähe von Ahlden ins Aller-Leine-Tal (Niedersachsen). „Diese Ma-



Klaus Raasch ist seit Gründung des Museums der Arbeit mit an Bord; in der Setzerei finden sich die aus Blei bestehenden Buchstaben

schinen brauchen Platz und der wurde in Hamburg irgendwann unbezahlbar.“ Über 40 Jahre ist er dem Handwerk treu geblieben.

Seit 2016 organisiert Raasch die BuchDruckKunst-Messe im Museum. Auch in diesem Jahr waren 64 Aussteller aus Deutschland und Europa zu Gast, knapp 2000 Besucher kamen vorbei. Er sei oft im Museum bei den Kollegen und Kolleginnen, habe sie ins Herz geschlossen. „Die Zusammenarbeit ist rau und herzlich“, sagt Raasch.

Die Abteilung Grafisches Gewerbe ist in drei Bereiche unterteilt: zwei Werkstätten (eine Hand- und eine Maschinensetzerei), in denen das Setzen und Drucken vorgeführt wird; der museumspädagogische Bereich, in dem Besucherinnen und Besucher selbst tätig werden können; und das Mittelschiff, das den Zugang über einzelne Ausstellungsstücke und Texttafeln ermöglicht.

Über 40 Ehrenamtliche hegen und pflegen hier das Erbe des Buchdrucks – jenes Handwerk, das der Goldschmied Johannes Gutenberg um 1450 ersann. Klaus

Raasch, Walter Fischer, Erich Hirsch und ihre Kollegen und Kolleginnen praktizieren und vermitteln die „Schwarze Kunst“, wie der Buchdruck auch genannt wird. Ohne diese Truppe, soviel wird schnell deutlich, wäre diese Abteilung bloß eine Ansammlung von Gerätschaften.

DER BUCHDRUCK

Ein Bildnis von Gutenberg steht in der hinteren Ecke der Setzerei, als wache er noch immer über sein Erbe. Seine Erfindung der beweglichen Lettern aus Blei ermöglichte den Druck großer Auflagen in Europa. 500 Jahre sollte es das bestimmende Verfahren im Druckgewerbe bleiben. Vor dieser Zeit schrieben Mönche Bücher noch müh-

sam per Hand. Gutenbergs Idee, mithilfe von Matrizen und einem Gießinstrument Buchstaben und Satzzeichen in jeder benötigten Menge herzustellen, um daraus eine Druckform anzufertigen, war bahnbrechend. Nach Gutenbergs Tod verbreitete sich die neue Technik rasch. Neben Deutschland wurden Italien, Frankreich, die Niederlande und Großbritannien zu Zentren des Druckens. Schriften wurden entworfen und verfeinert. Noch heute tragen sie die Namen der Typografen, die sie schufen: Claude Garamond (1499–1561), François Ambroise Didot (1730–1804), John Baskerville (1706–1775), Giambattista Bodoni (1740–1813). Ein Plakat in der Setzerei zeigt exemplarisch den Stammbaum der Schriften. Vor 570 Jahren startete das gedruckte Wort mit dem Buchdruck seinen Siegeszug. Die kleinen, bleiernen Buchstaben veränderten die Welt nachhaltiger als jede bleierne Kugel.

DIE MONOTYPE

Raasch geht mit dem Winkelhaken in der rechten Hand zur gegenüberliegenden Seite des Großraums. Es rattert und knattert ohrenbetäubend. Erich Hirsch, ein älterer Herr, weißes Haar, blau-rot kariertes Hemd, beige Hose, Brille und Hörgerät, steht vor der Monotype, einer tönenden Einzelbuchstaben-Gießmaschine. „Er ist der Lauteste hier“, sagt Raasch mit erhobener Stimme. Hirsch, gerade mal geschätzte 1,50 Meter groß, entgegnet: „Man kann mich ja leicht übersehen, aber überhören kann man mich nicht.“ Sein Sinn für Humor ist ebenso ausgeprägt wie sein technisches Verständnis. Hirsch, gelernter Maschinensetzer und Schriftsetzer, arbeitete bis Ende der 1970er-Jahre im Druckgeschäft. Im Museum der Arbeit ist Hirsch seit etwa 13 Jahren dabei.

Die Monotype hat es ihm besonders angetan. Bis zu ihrer Erfindung 1897 durch den amerikanischen Ingenieur Tolbert Lanston musste jeder Text von Hand gesetzt werden – ein zeitaufwendiges Verfahren. Die Monotype hingegen war in der Lage, Zeilen aus Einzelbuchstaben zu gießen – mit einer Geschwindigkeit von zwei Buchstaben pro Sekunde.

Die Apparatur ist komplex, das Prinzip aber einfach: Texterfassung und Schriftguss sind getrennt, daher gibt Hirsch den gewünschten Text in eine Tastatur ein. Die Maschine stanzt Löcher in einen Papierstreifen. Dieser dient als Speichermedium: „Man könnte auch Jahre später wiederkommen und haargenau denselben Text herstellen“, erklärt Raasch. Für jede Schriftart gibt es eine „Set-Trommel“, mit deren Hilfe die Anzahl der Zeichen in der gewünschten Satzbreite berechnet wird.

Der Lochstreifen wird anschließend in die Gießapparatur gespannt. Mittels Druckluft wird die Lochung „gelesen“ und steuert so die Bewegung eines Gussrahmens, der alle Zeichen enthält. Mit einer feinen Düse wird das heiße Blei in die Matrizie gespritzt. „Hier sieht man den Matrizen-Rahmen“, erklärt Hirsch, „der ist nicht größer als eine Rit-

DER „ZYLINDER“ IST EIN UNGETÜM AUS EINER LÄNGST VERGANGENEN EPOCHE: SCHWARZ LACKIERT, GROSS UND SCHWER

ter-Sport-Schokoladentafel, aber da sind alle Zeichen drauf.“ Der Matrizenrahmen sei das, was hin und her rattert und so viel Krach mache, erklärt er.

In das Herzstück der Maschine, der sogenannten Gießform, wird von unten die flüssige Metalllegierung bei 320 Grad hineingepresst. Diese müsse dann schnell in den Erstarrungszustand übergehen. „Ohne Kühlwasser ist das nicht zu machen“, so Hirsch. In hoher Geschwindigkeit und Präzision wird so Buchstabe für Buchstabe gegossen. Es entstehen fertig ausgeschossene Zeilen, die in schnellem Rhythmus zur druckfähigen Seite werden.

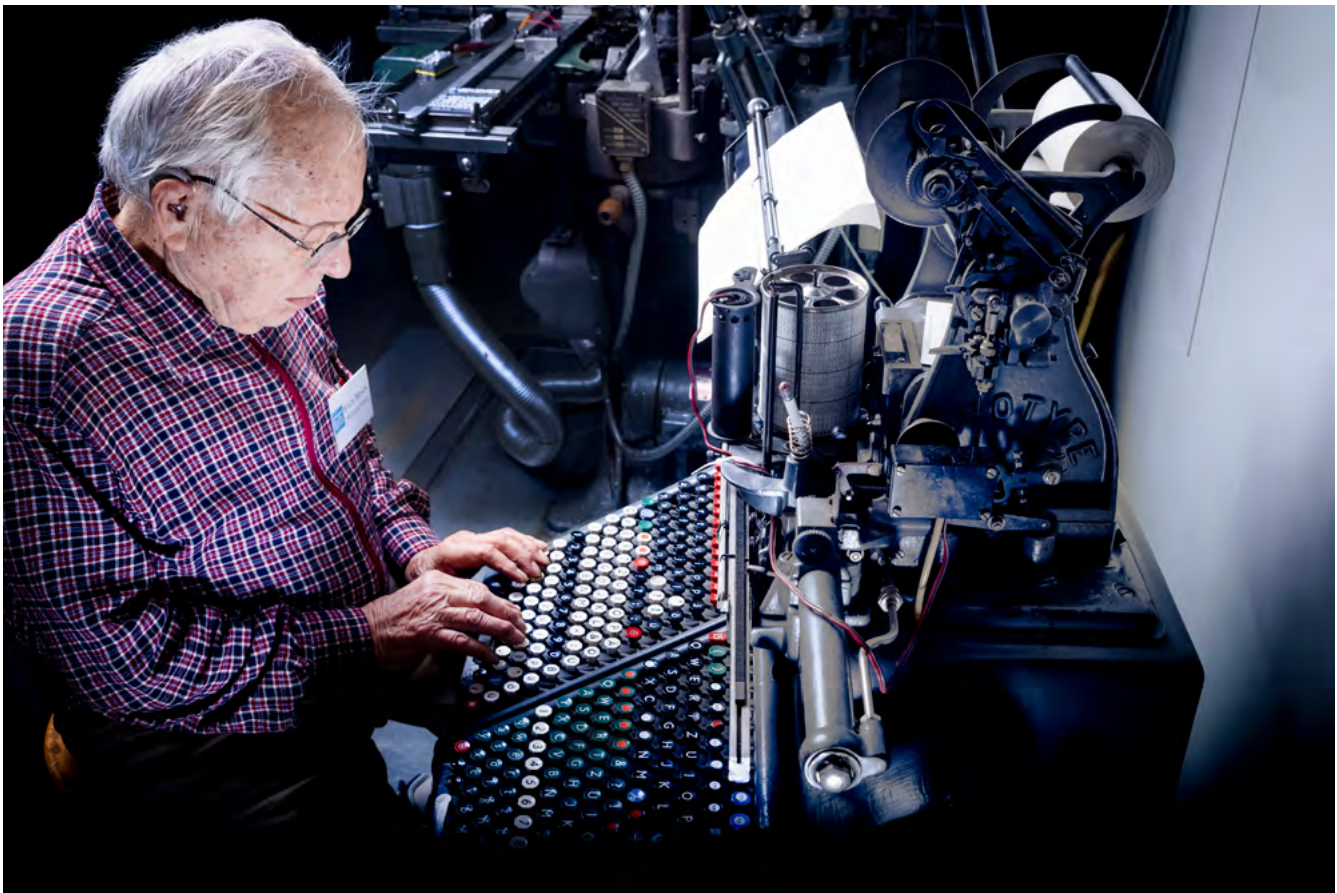
„Das war bis weit in 1970er-Jahre die komplizierteste mechanische Maschine überhaupt“, sagt Raasch, „reinste Feinmechanik.“ Sie sei die „Königin unter den Setzmaschinen“, habe allerdings einen entscheidenden Nachteil: die Lautstärke. „Wenn Besuch da ist, macht Erich besonders gern Krach“, sagt Raasch und schaut Hirsch erwartend an. Nach einer kurzen Pause erwidert dieser: „Das bin ja nicht ich, das ist die Maschine. Ich bin ja immer still.“ Beide lachen.

DIE LINOTYPE

Raasch geht in den zweiten, mit Glaswänden abgetrennten Raum direkt gegenüber dem ersten. Dort steht die Linotype, eine imposante Zeilensetz-

Der ehrenamtliche Mitarbeiter Walter Fischer reinigt eine Fläche des Heidelberger Zylinders





Erich Hirsch tippt einen Text in die Tastatur der Setzmaschine Monotype

maschine. Mithilfe einer Tastatur fallen Matrizen in eine Zeile und werden dann mit flüssigem Blei ausgegossen. Nach dem Guss werden die Matrizen mechanisch in ein Magazin zurücksortiert. Dies erfolgt über Einkerbungen, die jeden Buchstaben in das zugehörige Fach fallen lassen. Vorteil: Der Setzer kann während dieses Vorgangs weiterschreiben. Nachteil: Bei einem Satzfehler muss die komplette Zeile neu gesetzt und gegossen werden.

„Das Verfahren wurde insbesondere für die Zeitungsproduktion genutzt“, sagt Raasch. 1886 nahm die „New York Tribune“ die Linotype erstmals in Betrieb. Entwickelt hat das Verfahren Ottmar Mergenthaler, ein nach Baltimore (USA) ausgewandeter Uhrmacher aus Baden-Württemberg. Der Legende zufolge soll der Verleger, als die erste Zeile gegossen war, gesagt haben: „Oh, a line of types!“, weshalb die Maschine zu ihrem Namen kam. Die Linotype und die Monotype wurden etwa zeitgleich entwickelt. Erstere setzte sich beim Zeitungsdruck durch, die zweite nutzte man vorrangig für Kataloge und hochwertige Texte mit Fremdsprachensatz.

DER HEIDELBERGER ZYLINDER

Raasch geht einige Schritte, bei jedem Schritt knarzt und quietscht der Holzboden. Im Nebenraum steht Walter Fischer, weiße Haare, Brille, blaues Jeanshemd, blaue Jeanshose, vor dem „Original Heidelberg Zylinder“ (OHZ) und druckt mit diesem grün-rot gerastertes Geschenkpapier. Der „Zylinder“, wie die Buchdruckmaschine von Eingeweihten bloß genannt wird, ist ein Ungetüm aus einer längst vergangenen Epoche: schwarz lackiert, groß und schwer. Von 1935 bis 1979 wurde die Schnellpresse in unterschiedlichen Größen in einer Stückzahl von circa 61.900 Exemplaren produziert. Bis zu 5000 Bogen pro Stunde können damit bedruckt werden. Lange Zeit sei der

DER LEGENDE ZUFOLGE SOLL DER VERLEGER NACH DER ERSTEN GEGOSSENEN ZEILE AUSGERUFEN HABEN: „OH, A LINE OF TYPES!“

Zylinder die fähigste Druckmaschine der Welt gewesen, sagt Raasch. Fischer schaut sich die Ausdrücke an, die er aus dem Zylinder gezaubert hat: „Das ist noch nicht so, wie ich mir das vorgestellt habe“, sagt er. „Macht nichts“, erwidert Raasch. „Das ist Kunst! Das darf ruhig ein bisschen wild sein.“ Die beiden arbeiten seit Jahren zusammen, verstehen sich blind. Fischer sei sein Lieblingskollege. „Wir haben die gleiche Arbeitsmoral: Wir wollen stets das Beste herauskitzeln und sind mit weniger nicht zufrieden“, sagt Raasch.

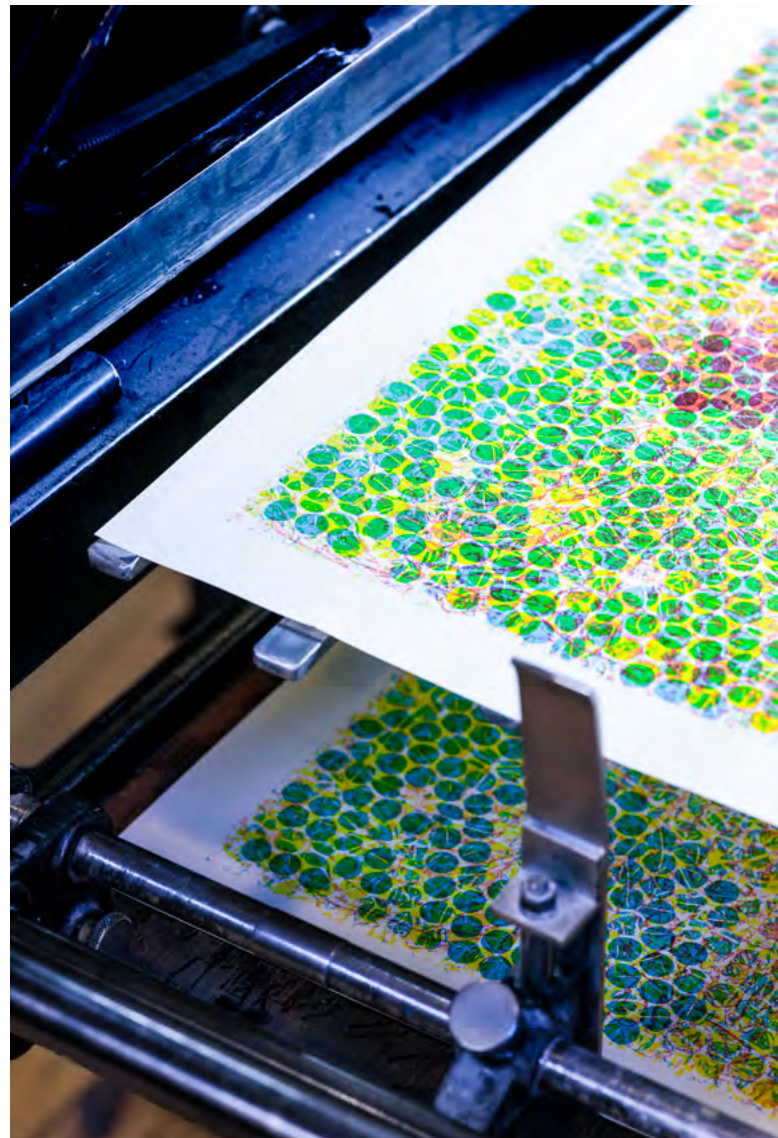
Fischer ist gelernter Buch- und Tiefdrucker, war unter anderem bei Arvato tätig, wo einst die Otto-Kataloge hergestellt wurden. „Die Druckbranche steht seit einiger Zeit unter Druck“, sagt Raasch. Neben ihm liegt ein Spachtel mit einem satten Klecks roter Farbe auf einer Arbeitsfläche. Es wirkt wie ein Symbol für den Tod einer Tradition.

Die Abteilung im Museum der Arbeit sei kein auf alt getrimmter Copy-Shop, erklärt Raasch. „Wir versuchen gar nicht erst, den Industrie- beziehungsweise Offsetdruck zu imitieren.“ Alles, was hier produziert wird, diene dem Museum – für Veranstaltungen, Ausstellungen, dem Verkauf im eigenen Shop – oder der Kooperation mit Künstlern. Einer der „Bestseller“ sei das „Maus-Plakat“, auf dem die Protagonisten aus der „Sendung mit der Maus“ zu sehen sind: die orangene Maus, der blaue Elefant und die gelbe Ente. Beliebte seien auch Notizzettel mit Hamburg-Motiven, „alles handgemacht, mit leichter Prägung“, so Raasch. Die gingen weg wie heiße Semmeln – trotz Digitalisierung.

Unter dem Namen „Letterpress“ ist der Hochdruck, wie der Buchdruck in Fachkreisen genannt wird, im Trend: Junge Menschen haben wieder Interesse am Haptischen, am Althergebrachten. Die Entwicklung ähnelt der Wiederentdeckung von Vinyl – Drucken statt Wischen, Type statt Swipe, Hochdruck statt Flachdruck. Alte Maschinen wie der „Heidelberger Tiegel“ sind in einigen Druckereien immer noch im Einsatz. „Immer, wenn eine Technologie für die Industrie uninteressant wird, entdecken sie andere wieder: Kreative, Künstler, Museen“, sagt Raasch.

DER HEIDELBERGER TIEGEL

Mit dem Winkelhaken in der Hand steuert Raasch den „Original Heidelberger Tiegel“ (OHT) an – eine kleinere, aber nicht weniger eindrucksvolle Schnellpresse der Marke Heidelberg, produziert von 1926 bis 1985. Der Tiegel bringt es auf sagenhafte 5500 Bogen pro Stunde, aber die Formate fallen kleiner aus als beim großen Bruder. „Für kleine Drucksachen ist die Maschine optimal“, so Raasch, „da sie handlich und relativ schnell einzurichten ist.“ Mit dem Tiegel wird nun der Schriftzug HISTORY LIVE gedruckt. „Normalerweise erfolgt erst ein Andruck, um eventuelle Fehler zu korrigieren und Abstände zu optimieren“, so Raasch, „das lassen wir heute.“



Für die Produktion des Geschenkpapiers kommt der Heidelberger Zylinder zum Einsatz



Der „Heidelberger Zylinder“ macht nicht nur aufgrund seiner Größe Eindruck, auch die Druckergebnisse zeugen von höchster Qualität

IMMER, WENN EINE TECHNOLOGIE UNINTERESSANT WIRD, ENTDECKEN SIE ANDERE WIEDER



Mit Schließzeugen spannt Raasch die fertige Zeile in einen Schließrahmen ein und hebt diesen in die Maschine. Er trägt royalblaue Farbe auf eine Walze auf, stapelt einen Block Papier und wirft mittels eines Hebels die Maschine an. Nun geht es rund: Ein Greifer schnappt sich ein Blatt Papier, legt es auf die Tiegelfläche, diese wird gegen die Druckform gepresst, fährt wieder zurück – während der zweite Greifer ein neues Blatt darauf platziert, landet das bedruckte Papier sicher auf der Ablage. Das Ganze geschieht in Windeseile. „Die Engländer nennen das Gerät Heidelberg Windmill“, so Raasch, „weil sich die Greifer wie eine Windmühle drehen.“

Raasch hält die Maschine an, begutachtet die ersten Ausdrücke: „Hier könnte man noch einen Punkt Abstand einbauen, der Schriftzug könnte auch mittiger sein. 17,5 Cicero, neuneinhalb, 13, vier Cicero nach oben.“ Raasch ist in seinem Element – vertieft in der Suche nach Präzision, Perfektion oder beidem. „So, jetzt müsste es mittig sein.“

Mit einem zuvor mit Waschbenzin getränktem Putzlappen wischt Raasch noch kurz die Druckfläche ab: „Deswegen tragen Drucker rot-blau karierte Hemden. Einen Drucker mit weißem Hemd wird man selten sehen“, sagt Raasch. Er legt das Tuch weg, zieht wieder am Hebel des Tiegels und versetzt die Maschine in Bewegung. Es riecht nach Öl, Fett, Farbe, Holz, Papier, Reiniger. Kurz: nach Druck. Am Ende ist ein ganzer Block weißen Papiers mit dem Schriftzug „HISTORY LIVE“ versehen.

UNTER DRUCK

„HISTORY LIVE“ – nirgends, so scheint es, ist die Idee dieses Schriftzugs, Geschichte lebendig werden zu lassen, so direkt erlebbar. Die Erfahrung der Ehrenamtlichen ist hierfür unersetzlich, ihr Durchschnittsalter aber hoch. „Mit den Menschen stirbt das Know-how“, gibt Raasch zu bedenken. Man könne sich zwar mühevoll einlesen, aber das ersetze nicht das gemeinsame Lernen und die Erfahrung eines ganzen Berufslebens. Bei so viel Druck hilft nur Humor – und davon haben die Ehrenamtlichen reichlich, wie auch einige Plakate demonstrativ vor Augen führen: „I shot the Serif“ steht auf einem; „Ich habe meinen Fadenzähler verloren“ auf einem zweiten; „Nicht rumstehen. Setzen!“ auf einem dritten.

Noch aber stehen sie hier, sie können nicht anders: Klaus Raasch, Walter Fischer, Erich Hirsch und all die anderen – Seite an Seite vor der Heidelberger Windmühle; mit Winkelhaken und Matrizen in der Hand, vereint im Widerstand gegen das Vergessen; in einer musealen Wirklichkeit,



HISTORY LIVE steht auf dem Papier, das Klaus Raasch zur Anschauung auf dem Heidelberger Tiegel bedrucken lässt

die erst durch sie zum Leben erweckt wird. Ewig werden sie hier nicht stehen. Und es stimmt traurig, dass mit jedem von ihnen ein Stück gelebten Wissens verloren zu gehen droht. „Wenn man nicht aufpasst, ist das hier irgendwann alles vorbei“, sagt Raasch. Zwar gibt es Bestrebungen, das Wissen zu vermitteln und damit zu erhalten, doch 40 Jahre praktische Berufserfahrung sind ebenso wenig durch Anlernen zu ersetzen wie der Buchdruck durch den Offset- und Digitaldruck – das eine ist erhaben, das andere deutlich flacher.

Marco Arellano Gomes ist Journalist, Autor und Redaktionsleiter des Magazins „HISTORY LIVE“. Seit Jahren war es ihm ein Herzenswunsch, einen Text zum Buchdruck im Museum der Arbeit zu verfassen

MUSEEN





AN BORD DER PEKING

Das Innenleben der Viermastbark PEKING nimmt Gestalt an. Carsten Jordan, Leiter des Fachbereiches Sammlung, gibt Einblick in den Rekonstruktionsprozess und skizziert, was dies über den Alltag der Seeleute erzählt

Text: Matthias Gretzschel
Fotos: Jan Sieg

Die PEKING mit ihrem Liegeplatz im Hansahafen neben dem Schuppen 50A ist ein wahrer Publikumsmagnet – insbesondere bei strahlendem Wetter



Der Kartentisch aus massivem Eichenholz ist eine maßstabgetreue Nachbildung, er diente dem Kapitän einst zum Studieren der Seekarten

Würde Jürgen Jürs (1881–1945) heute das Kartenhaus der PEKING betreten, wäre er wahrscheinlich zufrieden. Alles ist am richtigen Platz: der Kartentisch, der Spind, der Waschtisch und auch das bequeme, mit Leder bezogene und mit Rosshaar gepolsterte Sofa. Hier, in der Navigationszentrale der Viermastbark, hat der Kapitän einst gestanden, sich über den Tisch gebeugt und die Seekarten studiert, um sich zu vergewissern, dass sein Navigator den Kurs des Windjammers auch korrekt bestimmt hat.

Heute können sich Besucher bei geführten Rundgängen durch das Museumsschiff in die Rolle des legendären Kapitäns hineinversetzen, sich selbst über den Kartentisch beugen, auf den Kompass schauen oder auch für einen Moment auf dem Sofa Platz nehmen. Hier sieht die PEKING, die seit ihrer Rückkehr nach Hamburg im September 2020 vor dem Schuppen 50A im Hansahafen liegt, wieder weitgehend so aus wie im Herbst 1929, als Jürgen Jürs mit Irving Johnson (1905–1991) als prominentem Passagier an Bord Kap Hoorn umrundete.

Der amerikanische Autor und Segler doku-

mentierte die teilweise äußerst stürmische Reise mit seiner 16mm-Kamera. Sein Film „Around Cape Horn“ und das darauf basierende Buch „The Peking Battles Cape Horn“ trugen zum Ruhm der PEKING, ihres berühmtesten Kapitäns und nicht zuletzt auch der Reederei F. Laeisz bei, die in diesem Jahr ihr 200-jähriges Bestehen feiert. In der langen Geschichte des Hamburger Unternehmens, das sich heute den Herausforderungen der Umstellung auf emissionsfreie Schiffsantriebe stellt, bilden ihre Großsegler, die noch bis in die frühen 1930er-Jahre allein mit Windkraft Salpeter aus Chile nach Europa transportierten, ein besonders glanzvolles Kapitel.

Und die PEKING hält die Ära der Flying-P-Liner eindrucksvoll lebendig, zurzeit noch im Hansahafen und in einigen Jahren, wenn das Deutsche Hafenmuseum am Grasbrook eröffnen wird, als dessen weithin sichtbares ikonisches Wahrzeichen.

Das Kartenhaus

Aber zurück zum Kartenhaus, dessen Rekonstruktion seit Februar 2024 vollendet ist: Carsten

Jordan, Fachbereichsleiter der Sammlung im Deutschen Hafenmuseum, erzählt von der Recherche, mit der September 2022 alles begann. Denn wie genau das Kartenhaus der PEKING ausgesehen hat, wie es möbliert und ausgestattet war, ist nirgends überliefert: „Das betrifft auch die anderen zehn Räume, die wir auf der PEKING noch im Laufe dieses Jahres rekonstruieren werden. Deshalb haben wir mit dem Team des Hafenmuseums monatelang recherchiert, sind mit den Freunden der Viermastbark PEKING zum Schwesterschiff PASSAT nach Travemünde gefahren, um zu sehen, was dort noch an Ausstattung aus der Bauzeit vorhanden ist. Wir haben zeitgenössische Quellen in Schiffahrtsmuseen und Archiven durchforstet und sind mitunter auch in alten Schiffsausrüsterkatalogen fündig geworden.“

Da auf der PASSAT noch der originale Kartentisch erhalten geblieben ist, konnte er als Vorbild für den Nachbau der PEKING dienen. „In der überlieferten Bauvorschrift steht, dass er aus Teakholz herzustellen sei, der Kartentisch auf der PASSAT besteht aber aus Eiche. Da hat die Bauwerft Blohm & Voss wohl ein bisschen gespart. Auch an anderer Stelle zeigt sich, dass es sich bei den Flying-P-Linern um Gebrauchssegler gehandelt hat. Da war am Ende vieles schlichter als in der Bauvorschrift angegeben. Deshalb haben auch wir den Kartentisch nicht aus Teakholz, sondern aus massivem Eichenholz bauen lassen“, sagt Jordan.

Da von der Originalsubstanz, die sich restaurieren lässt, nur noch wenig vorhanden ist, geht es ihm und seinem Team um eine möglichst authentische Rekonstruktion der Räume, die in ihren Materialien, ihrer Gestaltung, Ausstattung und Möblierung dem ursprünglichen Zustand entsprechen sollen. Und dafür ist eine Recherche notwendig, die wohl nie abgeschlossen sein wird. „Wenn irgendwann ein bisher unbekanntes historisches Foto auftaucht oder ein Objekt oder Möbelstück, das sich als bauzeitlich erweist, reagieren wir natürlich. Der Zustand der Räume wird also nie endgültig sein, sondern sich mit der Zeit zumindest in Details durchaus auch verändern können“, sagt Carsten Jordan.

Zeitspuren der PEKING

Die verschiedenen Zeitspuren, die sich heute an der PEKING ablesen lassen, erstrecken sich über ihre gesamte Geschichte, also auch auf die Jahre, in denen sie in Großbritannien als stationäres

Eines der wenigen vorhandenen Originalteile für Inneneinrichtung der PEKING: Der gusseiserne Fuß des einstigen Kapitänstisches



Carsten Jordan, Leiter des Fachbereiches Sammlung, sorgt dafür, dass die Innenräume der PEKING möglichst dem Originalzustand gleichen

Schulsschiff und in New York als Museumsschiff gelegen hat. So hat der englische Schuldirektor zum Beispiel die schönen Einbauten aus dem Kapitänssalon teilweise entfernen und achtern in seine Unterkunft einbauen lassen. Auf diese Weise blieb die Holzplatte des Tisches aus dem Kapitänssalon erhalten, die nun an ihren ursprünglichen Platz zurückkehren kann. Als Glücksfall erwies sich auch, dass bei der Restaurierung auf der Peters Werft in Wewelsfleth im Betonballast im Rumpf die gusseisernen Tischbeine entdeckt, identifiziert und geborgen wurden. Da sich bereits die Kollegen vom South Street Seaport Museum in New York um Rekonstruktionen bemüht hatten, lassen sich auch einige Objekte aus dieser Zeit in das neue Raumkonzept integrieren. Das betrifft zum Beispiel im Kapitänssalon die Jugendstil-Säu-



Insgesamt werden elf Räume aufwendig rekonstruiert, sie sollen einen Eindruck davon vermitteln, wie das Leben auf dem Schiff ausgesehen hat

BESUCH DER PEKING

Die geführten Rundgänge finden montags sowie mittwochs bis freitags (10 – 16 Uhr) und samstags, sonntags und an Feiertagen (10 – 16.30 Uhr) statt und dauern circa 60 Minuten.

Zu den Führungen

- **Anmeldung:** Bitte melden Sie sich 15 Minuten vor Führungsbeginn an der Kasse direkt vor der PEKING (Australiastraße 50A, 20457 Hamburg).
- **Teilnehmende Personen:** 15 Personen pro Rundgang
- **Kosten:** 15 Euro (inkl. Besuch des Museums). Für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren ist die Teilnahme kostenfrei, aber eine Anmeldung notwendig.
- **Körpergröße:** Aufgrund des Ausbaustandes sind die Führungen nur für Personen ab 1,20 Meter möglich.
- **Barrierefreiheit:** Die PEKING ist derzeit noch nicht barrierefrei zugänglich. Personen mit eingeschränkter Mobilität wird die Teilnahme an den Rundgängen daher nicht empfohlen.
- **Schuhwerk:** Bei den Rundgängen muss festes Schuhwerk getragen werden.

lenverkleidungen aus Mahagoni, für die sich die Amerikaner den Kapitänssalon der PAMIR zum Vorbild genommen hatten, von dem historisches Bildmaterial überliefert ist.

Die insgesamt elf Räume – der Kartenraum, die Kombüse, ein Mannschaftsraum, ein Badezimmer, eine Kammer, ein Zubereitungsraum, ein Speiseraum, drei weitere Offizierskammern und der Kapitänssalon – die nun mit großem Aufwand rekonstruiert werden, vermitteln einen recht anschaulichen Eindruck von den Lebensbedingungen auf dem Großsegler, was sich auch an den Platzverhältnissen ablesen lässt. Während der Kapitän mit Salon, Schlafräum, Gästekammer, eigenem Bad und Toilette über ein hohes Maß an Privatsphäre verfügte, standen den drei Offizieren in ihren Einzelkammern, die mit Kojenbett, einem kleinem Schreibtisch, Waschtisch, Stuhl und Spind ausgestattet waren, jeweils sieben Quadratmeter zu Verfügung, während die Mannschaftslogis, in der die insgesamt zwölf einfachen Seeleute der Backbordwache schlafen und essen mussten, insgesamt nur 26 Quadratmeter umfasst, pro Person zwei Quadratmeter.

Die Lebensbedingungen an Bord der PEKING waren härter als auf den Dampfschiffen jener Zeit, die zumindest über warmes Wasser, Heizung und elektrisches Licht verfügten. Zwar gab es in der Mannschaftslogis auch einen Kanonenofen, der aber aus Sicherheitsgründen nur während der Liegezeiten in den Häfen betrieben werden konnte, im Gegensatz zum fest installierten Ofen im Kapitänssalon.

Ist die Windjammer-Romantik pure Verklärung? Carsten Jordan sieht das differenzierter: „Selbstverständlich war das ein hartes Leben, aber neben allen Entbehrungen und Belastungen gab es auch schöne Momente. Wenn es bei bestimmten Windverhältnissen ruhig und angenehm warm war und an Bord nicht viel getan werden musste, werden auch einfache Seeleute die Fahrt mit dem Großsegler genossen haben.“ Nicht nur Kapitän Jürs und sein Gast Irving Johnson, sondern auch viele Matrosen, die auf den Flying-P-Linern der Reederei F. Laeisz gefahren sind, berichten in ihren Erinnerungen von solchen glücklichen Momenten.

Matthias Gretzschel verfolgt die Entwicklung der PEKING mit großer Neugier. 2020 veröffentlichte er seinen Text-Bildband „PEKING – Schicksal und Wiedergeburt eines legendären Hamburger Segelschiffes“

„ÜBER EIN SEGEL VERFÜGEN WIR“

Klaus Bernhard Staubermann, Gründungsdirektor des Deutschen Hafenmuseums

Interview: Matthias Gretzschel



Gründungsdirektor Klaus Bernhard Staubermann sieht die PEKING als integralen Bestandteil dessen, was das Deutsche Hafenmuseum erzählen will

Herr Staubermann, das Interesse ist nach wie vor groß, doch vorläufig kann man die Viermastbark PEKING nur im Rahmen von angemeldeten Führungen betreten. Ab wann werden auch individuelle Besuche möglich sein?

Einen konkreten Zeitpunkt kann ich leider noch nicht nennen, da das von zwei Faktoren abhängt, die wir nur bedingt beeinflussen können. Einerseits müssen wir die aktuelle Baustellensituation an Bord berücksichtigen und andererseits die daraus resultierenden Notfallszenarien im Blick haben, etwa die Gewährleistung sicherer Fluchtwege. Trotzdem bin ich optimistisch, dass wir perspektivisch auch individuelle Besuche anbieten können.

Im Laufe dieses Jahres werden insgesamt elf Räume rekonstruiert. Wie geht es danach weiter, welche Maßnahmen sind geplant?

Der Innenausbau wird auch danach weiter voranschreiten. Ein ganz wichtiges Thema ist zum Beispiel das Kochen an Bord, also die Ausstattung der Kombüse. Wir beschäftigen uns unter anderem auch mit der Beleuchtung, um eine Vorstellung zu vermitteln, wie es nachts

und bei Dunkelheit auf dem Schiff gewesen ist. Es gab kein elektrisches Licht, sondern nur Petroleumleuchten. Das entsprechende Licht versuchen wir mit modernen Leuchtmitteln zu simulieren. Zusätzlich wird es im Brückenhaus eine kleine Dauerausstellung geben, die die Arbeits- und Lebensbedingungen an Bord erläutert und mit historischen Abbildungen illustriert.

Zu den neuen Angeboten im Schaudepot des Hafenmuseums gehört ein Kubus, in dem Themen wie die 2017 erfolgte Rückkehr der PEKING nach Deutschland im Dockschiff dargestellt werden. Wie kann man sich diese Präsentationen konkret vorstellen?

Die Präsentationen im Kubus sind keine Ausstellungen im klassischen Sinne, sondern haben Werkstatt- und Laborcharakter und können als Appetizer für das künftige Deutsche Hafenmuseum verstanden werden. In dem innen zugänglichen Würfel geht es zunächst um das Thema Docks, das allerdings nicht nur von einer technischen Seite dargestellt, sondern auch in einem größeren kulturhistorischen und sozialpolitischen Kontext gesetzt wird.

Als stationäres Museumsschiff ist die PEKING ein Segler ohne Segel. Doch jetzt gibt es ein Angebot, bei dem an Bord Segelmanöver gelernt und umgesetzt werden können. Wie wird das funktionieren?

Zumindest über ein Segel verfügen wir ja. Deshalb gibt es künftig Termine zum Brassen, bei denen an Bord Segelmanöver gelernt und ausgeführt werden können. Grundsätzlich geht es um materielles und immaterielles Wissen. Die rekonstruierte Einrichtung der Räume bezeugen materielles Wissen, Führungen können dagegen immaterielles Wissen über das Leben und Arbeiten an Bord vermitteln. Und ähnlich verhält es sich auch mit Vorführungen und Mitmachangeboten wie eben dem Brassen, das im Rahmen unseres Angebotes Hafenmanufaktur vermittelt wird. Hier kann man außerdem maritime Gewerke lernen, wie etwa das Schmieden, das Segelmachen oder Takeln.

Die PEKING soll der Blickfang des künftigen Deutschen Hafenmuseums am Grasbrook werden. Welche Rolle wird der Großsegler für die inhaltliche Konzeption des neuen Museums spielen?

Die PEKING ist integraler Bestandteil der Geschichte, die wir über Häfen erzählen wollen. Das Schiff ist Teil des Hafenbetriebes, zu dem Ankommen und Abfahren, Entladen und Beladen gehören. Es geht uns also nicht primär um das Schiff, denn wir sind ja kein Schifffahrtsmuseum, sondern um die Funktion des Schiffs als Schnittstelle und Bindeglied zwischen den Häfen. Das lässt sich gerade am Beispiel der PEKING und ihrer Geschichte sehr überzeugend darstellen.

Baron Caspar Voght mit seinem
Sekretär vor dem Landsitz in Flottbek



EHRBARE KAUFLEUTE?

Der Jenischpark mit seinem erhabenen Blick auf die Elbe ist ein beliebtes Ausflugsziel und Sitz des Jenisch Hauses. Doch wie steht es um die koloniale Vergangenheit des Parkgründers Caspar Voght? Ein aktuelles Forschungsprojekt soll Licht ins Dunkel bringen

Text: Meryem Choukri

DER JENISCHPARK IST KEIN ORT, IN DEM DIE KOLONIALGESCHICHTE HAMBURGS UND ALTONAS AUF DEN ERSTEN BLICK ERKENNBAR IST

Vom Jenischpark aus hat man einen wunderschönen Blick auf die Elbe und fühlt sich fast wie in einem idyllischen Landschaftsgemälde. Dieses Bild steht jedoch im Kontrast mit einem bislang wenig beleuchteten Aspekt: der kolonialen Vergangenheit. Mit Unterstützung der Behörde für Kultur und Medien Hamburg wurde nun ein Forschungsprojekt im Jenisch Haus initiiert, das helfen soll, sich mit diesem Kapitel der Geschichte auseinanderzusetzen.

Das Forschungsprojekt

Das Forschungsprojekt „Aufarbeitung der kolonialen Geschichte von Jenischpark und Jenisch Haus“ beschäftigt sich intensiv mit der Anfangszeit des Jenischparks, insbesondere dem Parkgründer Caspar Voght. Der Jenischpark ist kein Ort, in dem die Kolonialgeschichte Hamburgs und Altonas auf den ersten Blick erkennbar ist, so wie das zum Beispiel am Hamburger Hafen oder in der Handelskammer der Fall ist. Jedoch zeigt sich in der Aufarbeitung der Parkgeschichte die enge Verzahnung von Aufklärung und Kolonialismus, von sozialliberalem Denken und profitorientiertem Welthandel. Beispielsweise erwarb der in Hamburg als Kaufmann und Reformers des Armenwesens bekannte Voght sein Vermögen zu großen Teilen aus dem kolonialen Handel. Schon die Lage des Parks verweist auf sich wandelnde globale Beziehungen. So gehörte Flottbek im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert nicht zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, sondern unterstand als Teil Holsteins der dänischen Regierung. Die Herzogtümer Schleswig und Holstein waren bis 1864 Teil des dänischen Gesamtstaats, der schon früh aktiv an Kolonialismus und Versklavung beteiligt war.

Ein Anliegen des Projektes ist es, ein komplexeres und vollständigeres Bild der Vergangenheit zu zeichnen – eine Vergangenheit, die damals schon global vernetzt war. Die Arbeit soll auch einen Beitrag leisten, die Rolle der Hamburger Kaufmannschaft im Kolonialismus besser zu verstehen. Die hanseatischen Kaufleute waren nicht nur durch „Ausreißer“ wie dem Sklavenhändler Heinrich Carl von Schimmelmann oder dem in die logistische Organisation des Genozids an den Herero und Nama involvierten Reeder Adolph Woermann an Kolonialismus, Ausbeutung und Versklavung beteiligt. Wie unter anderem in der Ausstellung „Grenzenlos“ im Museum der Arbeit im Jahr 2020 aufgezeigt, profitierte ge-

rade die Hamburger Wirtschaft maßgeblich durch den kolonialen Handel mit Produkten wie Zucker, Salpeter oder Kautschuk. Dies geschah jedoch oft weniger direkt, als es bei französischen, portugiesischen oder englischen Kaufleuten der Fall war, da diese Nationen bereits offiziell Kolonien in Afrika, Asien und den Amerikas besaßen. Erst 1884 wurde das Deutsche Kaiserreich offiziell auch eine Kolonialmacht.

Wie Historiker:innen wie Klaus Weber in „Deutsche Kaufleute im Atlantikhandel 1680–1830“ (2004), Kim Sebastian Todzi in „Unternehmen Weltaneignung“ (2023) oder Rebekka von Mallinckrodt, Josef Köstlbauer und Sarah Lentz im Sammelband „Beyond Exceptionalism“ (2021) aufzeigen, war die Beteiligung hanseatischer Kaufleute am Kolonial- und Sklavenhandel alles andere als marginal. Sie agierten als neutrale Akteure zwischen unterschiedlichen Kolonialmächten, segelten oft unter anderen Flaggen und besaßen teilweise sogar Plantagen in Nord- und Südamerika sowie auf den karibischen Inseln. Gerade im primären Wirkungszeitraum Voghts als Kaufmann, zwischen der Amerikanischen Revolution 1776 und dem wirtschaftlichen Einbruch im Jahr 1799, ergab sich für Hamburger Kaufleute ein sehr profitables Fenster im kolonialen Handel. Hamburg war in den unterschiedlichen Revolutionskriegen jeweils neutral und unterlag somit nicht denselben Handelseinschränkungen wie beispielsweise ihre britischen oder französischen Handelspartner.

Caspar Voght – Aufklärer und Kaufmann

Caspar Voght wird in Hamburg als Aufklärer, Visionär, Armenfürsorger und Parkgestalter erinnert. Er lebte von 1751 bis 1839 in Hamburg, war Kaufmann, reformierte das Hamburger Armenwesen und schuf in Klein Flottbek einen Park nach Vorbild einer ornamented farm, in der er das

EINE WICHTIGE FRAGE IST, INWIEWEIT VOGHT IN DAS UNRECHTSREGIME DES EUROPÄISCHEN KOLONIALISMUS VERWICKELT WAR

Schöne mit dem Nützlichen, einen Garten mit der Landwirtschaft verband. Einen Teil dessen ist heute als Jenischpark bekannt, die Parkanlagen waren jedoch ursprünglich mehr als viermal so groß. Zu Voght gibt es einiges an Forschung: Seine Rolle in der Entwicklung des Armenwesens wurde beleuchtet, seine landwirtschaftlichen Versuche, seine langjährigen Beziehungen zu Personen wie Magdalena Pauli (seine langjährige Liebe), Madame de Staël sowie seinen Hamburger Freund:innen um Georg Heinrich Sieveking und seine Frau Johanna Magaretha.

Bisher weniger Beachtung fand seine Tätigkeit als Kaufmann. Voght stieg 1776 nach einer ausgedehnten Reise durch Europa, wie damals üblich, in die väterliche Firma Caspar Voght & Co ein, auch wenn er kein besonderes Interesse an einer kaufmännischen Tätigkeit hatte. Nach dem Tod des Vaters 1781 übernahm er gemeinsam mit seinem Freund und Partner Georg Heinrich Sieveking die Firma. Voght und Sieveking pflegten Handelsverbindungen zu zahlreichen atlantischen Küstenstädten wie Baltimore und St. Thomas und handelten unter anderem mit Zucker, Kaffee, Tabak, Leinen und Seide. Diese Produkte nehmen eine wichtige Rolle im Kontext des globalen Handels des 18. und 19. Jahrhunderts ein. Sie stehen unmittelbar im Zusammenhang mit der Versklavung, Verschiffung und Zwangsausbeutung afrikanischer Menschen. Voght selbst schreibt über sich in seinen Lebenserinnerungen:

„Ich war der erste Hamburger Kaufmann, der aus Mocca Kaffee, aus Baltimore Toback, aus Surinam Kaffee, aus Afrika Gummi holte.“

Auch wenn es fraglich ist, ob Voght wirklich der erste Hamburger war, der mit den genannten Produkten handelte, zeigt sich in diesem Zitat, dass der koloniale Handel offenbar eine tragende Rolle im Geschäft einnahm. Eine wichtige Frage der Aufarbeitung der Geschichte des Jenischparks ist daher, inwieweit Voght in das Unrechtsregime des europäischen Kolonialismus und der Versklavung afrikanischer Menschen verwickelt war. Denn erst das Vermögen aus seinem Handel ermöglichte Voght den Erwerb und die umfassende Gestaltung des Parks in Klein Flottbek. Das Forschungsprojekt versucht, diese Fragen anhand von Archivrecherchen zu beantworten. Da Voght sehr gut vernetzt war, weitreichende Handelsverbindungen hatte und unter anderem in Korrespondenz mit Menschen in England, Frankreich und den USA stand, führen diese Recherchen sehr wahrscheinlich über Hamburg und Norddeutschland hinaus zu Archiven und historischen Arbeiten in Baltimore, Wien und Kopenhagen.

Ein Blick in die Zukunft

Das Forschungsprojekt ist sehr umfassend, da es sich um Grundlagenforschung handelt. Trotzdem werden erste Ergebnisse des Forschungsprojekts schon in einer für 2025 geplanten Sonderausstellung zum Jenischpark im Jenisch Haus Eingang zu finden sein. Darüber hinaus werden die Ergebnisse in die Neugestaltung der Dauerausstellung im Jenisch Haus nach Abschluss der bevorstehenden Modernisierungsmaßnahmen einfließen. Die neugestaltete Dauerausstellung ist derzeit für 2029 geplant und soll einen tieferen Einblick in die Geschichte des Hauses und des Parks bieten, indem unter anderem auf das Leben und Wirken Voghts und anderer Bewohner:innen des Hauses eingegangen wird. Hier soll ein Augenmerk darauf gerichtet werden, dass das Jenisch Haus und der Jenischpark nicht nur als Teil Hamburger Geschichte zu verstehen sind, sondern auch als Linse, um auf eine globale Verflechtungsgeschichte zu schauen.

Meryem Choukri erforscht als wissenschaftliche Mitarbeiterin die koloniale Vergangenheit von Jenischpark und Jenisch Haus. Sie studierte „Postcolonial Culture and Global Policy“ in London sowie „Liberal Arts“ in Lüneburg

Die Hanseatischen Konsulate spielten im Handel des 19. Jahrhunderts eine besondere Rolle, so auch in Valparaíso



DIE JAHRHUNDERT-FRAGE

Das Museum für Hamburgische Geschichte plant eine umfassende bauliche und inhaltliche Modernisierung. Aktuell wird am Konzept zur Neugestaltung der ständigen Ausstellung gearbeitet. Die Komplexität der Hamburgischen Geschichte stellt das Team vor einige Herausforderungen, so auch im Fall des 19. Jahrhunderts

Text: Olaf Matthes

Das 19. Jahrhundert verwandelte in beispielloser Weise die Welt. Grundlegenden Entdeckungen folgten Industrialisierungswellen. Neue Verkehrs- und Kommunikationsmittel (Eisenbahn, Dampfschiff, Telegraf) ließen bisher fernab liegende Regionen näher zusammenrücken. Der Welthandel verdichtete sich. Es entstand ein neues Bewusstsein von Raum und Zeit. Das Gefühl von Verlässlichkeit und Sicherheit trug zu einem verbreiteten Fortschrittsglauben bei.

Doch es gab auch Schattenseiten: Die rasant wachsenden städtischen Räume führten zu Wohnnot und Verelendung breiter Massen – ein bis dahin in diesem Ausmaß unbekanntes Phänomen. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung wuchs die soziale Ungleichheit. Auch auf politischer Ebene gab es grundlegende Änderungen: Die sich durchsetzende Idee des Nationalstaates,

Die Anzahl der Hamburger Konsulate erhöhte sich von 30 (1820) auf über 100 (1840)



der moderne Imperialismus und die damit verbundene koloniale Expansion führten zu global veränderten Macht-Räumen und lang anhaltenden Konflikten, die bis in die Gegenwart wirken. Diese komplexen und dynamischen Entwicklungen beschleunigten sich im Verlauf des Jahrhunderts, verliefen aber lokal und regional unterschiedlich.

Es gab immer wieder Brüche, Verwerfungen, Kriege oder Revolutionen, die lokale Entwicklungen beeinflussten. Wie können solche komplexen historischen Vorgänge in der neuen Dauerausstellung des Museums für Hamburgische Geschichte dargestellt werden? Die Antwort kann nur heißen: Reduzierung auf Wesentliches. Das meint einerseits, dass besonders prägende Ereignisse zu thematisieren sind. So folgten dem Großen Brand von 1842 und der Cholera von 1892 nachhaltige Schübe städtischer Modernisierung. Andererseits ist auf Phänomene einzugehen, die für Hamburg von besonderer Bedeutung waren. Hierzu gehören unter anderem neue Formen und Möglichkeiten der Mobilität. Ohne den

Hafen wäre zum Beispiel die millionenfache Auswanderung nach Übersee beziehungsweise der Aufstieg Hamburgs zu einer der bedeutendsten Handels- und Industriemetropolen der Welt kaum denkbar.

Die Industrielle Revolution

Die bürgerlichen Eliten verfolgten die in Großbritannien Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzende Industrielle Revolution genau und wägen die neuen Möglichkeiten kaufmännisch-kühl ab. Für sie stand fest, dass es wichtig war, beste Beziehungen zu dieser Weltmacht und seinem Empire zu pflegen, um sich als militärisch machtlose Stadt im weltweiten Handel zu behaupten. Daher wurde der erste der zahlreichen Handels- und Schiffsfahrtsverträge 1825 mit Großbritannien geschlossen. Zu keinem anderen Land unterhielt Hamburg so enge wirtschaftliche Beziehungen. Zahlreiche Engländer lebten in der Hansestadt, weshalb Hamburg vielen der europäischen Staaten als britischer Vorposten auf dem Kontinent galt. Und das war nicht als Kompliment gemeint.

Wie auch Bremen, Lübeck und Frankfurt am Main wurde Hamburg nach dem Wiener Kongress 1815 mit der Gründung des Deutschen Bundes eine „freie“ Stadt und ein souveräner Stadtstaat. Ein wichtiges Zeichen dieser Souveränität war die Gründung eigener Konsulate. Hamburger oder Hanseatische Konsulate (gemeinsam mit Lübeck und Bremen) gab es zwar bereits länger, nun erhielten sie aber eine andere Bedeutung, da sie sich nicht mehr auf Europa beschränkten, sondern auch weltweit entstanden. Hamburg wurde mit diesem Netzwerk Impulsgeber des globalen Handels, sein Hafen zu einem der leistungsstärksten der Zeit.

Die Hamburger Konsulate

Die Geschichte der Hamburger Konsulate endete bereits 1867. In diesem Jahr wurde die Stadt Mitglied im Norddeutschen Bund und verlor damit große Teile ihrer Souveränität. Geblieben sind die Konsulate fremder Länder in der Stadt. Sie zeugen noch immer von den komplexen Verflechtungen einer bisher nur in Teilen aufgearbeiteten Hamburger Globalgeschichte.

Konsulate kamen den sich ändernden Handelsstrukturen entgegen. Die Kaufleute konnten flexibel und zeitnah reagieren. Für Hamburg erwiesen sie sich als ein erfolgreiches Werkzeug bei der Durchsetzung von Handelsinteressen. Dabei hatten diese Konsulate nicht den Status diplomatischer Vertretungen, sondern galten als Auslandsvertretungen eigener Art. Die Konsuln waren selbstständige Kaufleute. Sie waren zeitlich befristete Wahlkonsuln. Die Regierung achtete bei ihrer Auswahl auf Rang und Namen des Unternehmens. Diese Kaufmannskonsuln blieben auch nach Übernahme des Amtes in erster Linie Kaufleute. Das war keine Besonderheit Hamburgs. Es gab sie auch in anderen europäischen Staaten. Hamburg aber besaß – mit mehr als 250 Standorten weltweit ein außergewöhnlich großes Konsularnetz.

Geopolitische Entwicklungen

Die Ausbreitung von Konsulaten spiegelt die geopolitischen Entwicklungen der Zeit: Infolge der Unabhängigkeit der USA von Großbritannien setzte sie im späten 18. Jahrhundert im nordatlantischen Raum ein und dehnte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts nach und nach in Richtung Karibik, Mittel- und Südamerika aus. Hier ging die spanische Kolonialherrschaft schrittweise zu

ES GAB IMMER WIEDER BRÜCHE, VERWERFUNGEN, KRIEGE ODER REVOLUTIONEN, DIE LOKALE ENTWICKLUNGEN BEEINFLUSSTEN

Ende, neue Staaten entstanden. Mit diesen konnten nun direkte Handelsbeziehungen geknüpft werden. Diese Entwicklung spiegelte sich in der Anzahl der Hamburger Konsulate wider: 1820 hatte die Stadt etwa 30 Konsulate, davon drei in Übersee. Sie erhöhten sich bis 1840 auf über 100. Vor dem Eintritt des Deutschen Reiches in den imperial-kolonialen Wettbewerb ab Mitte der 1880er-Jahre waren von den deutschen Staaten nur Hamburg und Bremen in nennenswertem Umfang in diesen Räumen vertreten, was sich an der Gründung vieler Konsulate seit Mitte des 19. Jahrhunderts zeigt. All diese Konsulate wurden in die Zuständigkeit des von Preußen dominierten Norddeutschen Bundes beziehungsweise ab 1871 des Deutschen Reiches überführt. Schließlich lösten Diplomaten sukzessive die Kaufmannskonsuln ab.

Fazit

Vor diesem grob skizzierten Bild ist die aktuell heftig diskutierte Frage zu untersuchen, ob Hamburger Kaufleute eher Nutznießer oder auch Wegbereiter des deutschen Kolonialismus waren. Hierfür sind vor allem weitere Studien nötig, denn es ist überwiegend noch unklar, welche Rolle sie vor Ort zur Entfaltung von Freihandel, Imperialismus und Kolonialismus spielten. Wichtig wäre es auch Stimmen der Einheimischen zum Tun der Hamburger Kaufmannskonsuln einzufangen.

In der neuen Dauerausstellung des Museums für Hamburgische Geschichte ist geplant, über digitale Zugänge beispielhaft zu zeigen, wie diese komplexen handels-, wirtschafts- und sozialgeschichtlichen sowie machtpolitischen Zusammenhänge miteinander verwoben waren.

Olaf Matthes ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Museum für Hamburgische Geschichte und verantwortlich für die Neukonzeption des 19. Jahrhunderts

WAS MACHEN EIGENTLICH ...

Sandra Schürmann und Florian Schütz, Kuratoren am Museum der Arbeit

Text: Laura Lück
Foto: Jérôme Gerull

„Ausstellungen sind so etwas wie raumgewordene Dokus“, erklärt Sandra Schürmann, Kuratorin am Museum der Arbeit. Wenn sie eine Ausstellung plant, stehe am Anfang immer dieselbe Frage: „Welche Geschichte wollen wir erzählen?“ Kuration sei journalistischer Arbeit deshalb sehr ähnlich: Erst arbeite man sich tief in ein Thema ein, um diesem dann eine Form zu geben und die Inhalte schließlich dem Publikum zugänglich zu machen. „Wir haben den Vorteil, dass wir Räume und Objekte nutzen können, um Inhalte zu vermitteln. Und den gilt es auszuspielen“, so die studierte Historikerin. „Ich brauche keine Ausstellung zu besuchen, um einen Text zu lesen. Ich will etwas sehen, um das ich herumgehen kann, ein dreidimensionales Erlebnis: Ich habe etwas im Rücken, sehe etwas im Augenwinkel und nehme vielleicht noch eine Geräusch- und Farbwelt wahr.“

Wie aus Objekten schließlich eine erlebbare Geschichte wird, entscheidet die Perspektive, aus der man sie betrachtet. Technische Museen seien ursprünglich angetreten, um deutsche Ingenieurskunst auszustellen. Heute gehe es vielmehr darum, zu zeigen, was Technik mit den Menschen mache. Schürmann will die Geschichte der Arbeit als gesellschaftliches Phänomen verstehen – aktuell die Geschichte des Versandhandels. Gemeinsam mit Florian Schütz kuratiert sie die Ausstellung „Dein Paket ist da. Shoppen auf Bestellung“, die im September anlässlich des 75. Geburtstags des Hamburger Versandriesen Otto Eröffnung feiern soll. Um das Thema nicht aus rein historischer Perspektive zu beleuchten, fokussiert sie sich auf das komplexe Netzwerk aus Akteuren und Akteurinnen der Branche. Ihr Konzept beantwortet die Frage, was alles geschehen muss, damit ein Paket bei Konsumenten und Konsumentinnen ankommt.



Schütz, der für das Projekt vom Berliner Museum für Kommunikation an Bord kam, beschäftigt sich vorrangig mit der Beschaffung der Objekte. „Geholfen hat dieses Mal, dass man selbst sofort Assoziationen zum Thema hat, denn aus der Konsumrolle kommen wir alle nicht heraus“, so Schütz. Hinzu kommen Perspektiven von Zustellern, Logistikern und weiteren Beteiligten, die eine Paketlieferung ermöglichen. „Ich frage mich dann: Welche Objekte gibt es zu den Geschichten, die der Versandhandel erzählt – und mache mich auf die Suche.“

ICH BRAUCHE KEINE AUSSTELLUNG ZU BESUCHEN, UM EINEN TEXT ZU LESEN. ICH WILL ETWAS SEHEN, UM DAS ICH HERUM- GEHEN KANN, EIN DREIDIMEN- SIONALES ERLEBNIS

Sandra Schürmann



Sein aktueller Lieblingsfund: Der Telefix, eine Art Tastatur, die um 1980 zwischen Telefon und Telefondose eingesetzt werden konnte. Das Gerät ermöglichte die Eingabe von Artikelnummern, und somit die Bestellannahme bei Otto rund um die Uhr. „Diese Geschichte wollte ich unbedingt erzählen, konnte aber das Gerät nirgends finden“, so Schütz. In einem abseitigen Regal des Otto-Firmenarchivs stieß er schließlich auf ein altes Täschchen. Darin: ein Telefix in bröseligem Schaumstoff, um den sich nun eine Restauratorin kümmert. Abseits von Archiven und digitalisierten Katalogen zu musealen Inhalten, findet Schütz auch in privaten Sammlungen immer wieder Schätze: „Man macht sich keine Vorstellungen, was es hinter deutschen Haustüren zu entdecken gibt und in Kellern und Wohnzimmern von Leuten herumsteht, die Dinge sammeln“, so Schütz. „Trüffelschwein“, nennt Schürmann ihn.

„Florian konzentriert sich auf die Weiterentwicklung der Inhalte und die Objektrecherche, und abseits davon gibt es noch viele andere Dinge zu tun.“ Das Projektmanagement liegt zum größeren Teil bei Schürmann. Seit fünf Jahren ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Museum der Arbeit, davor arbeitete sie als freie Historikerin. Neben den wechselnden Sonderausstellungen ist sie aktuell auch an der Neukonzeption der Dauerausstellung beteiligt und für einen eigenen Sammlungsbereich zuständig, zudem organisiert sie gelegentlich Veranstaltungen.

Die Arbeit im Team mit unterschiedlicher Schwerpunktverteilung sieht das Kuratoren-Doppel als Bereicherung. Schütz ist froh, sich mit Fokus auf den Inhalt in die Recherche stürzen zu können – eine Projektphase, in der er besonders aufgeht. Neben der inhaltlichen Arbeit haben Steuerung und Kommunikation einen mindestens genauso großen Anteil. Hier kommt Schürmann ins Spiel. Sie arbeitet Hand in Hand mit der Museumsleitung, der Stabsstelle PR & Marketing, der Abteilung Bildung und Vermittlung, der Sammlungsverwaltung, der Restaurierung und der Haustechnik, denn: „In dem Moment, wenn wir entscheiden, eine Ausstellung zu machen, müssen viele Abteilungen und Gewerke informiert und eingebunden werden.“

Wenn Schütz und Schürmann inhaltlich zusammenarbeiten, spielt auch der Austausch mit den Gestalterinnen eine große Rolle. Diese kümmern sich um die Architektur und Grafik in der

Ausstellung. Nach der ersten Recherche-Phase transportieren sie die Idee in den Raum: Wie kommen die Besucher und Besucherinnen herein? Was sehen sie als erstes? Wie kommen sie von A nach B? Manche konzeptionellen Überlegungen sehen auf dem Papier gut aus, seien aber letztlich im Raum keine gute Idee, so Schütz. Sobald die Gestalterinnen ihre Bühnenbildnerische und grafische Expertise einbringen, werde auch inhaltlich viel diskutiert. Stundenlange Sitzungen, in denen vieles besprochen und neu gedacht wird, seien keine Seltenheit. „Diese Konstellation ist ein großer Gewinn“, findet Schütz. „Am Ende erzählen wir alle gemeinsam die Geschichte.“

In der 600 Quadratmeter großen Halle wird es während der letzten Projektphase sehr praktisch – eine Komponente, die Schürmann bei rein wissenschaftlicher Arbeit, der sie einige Jahre an verschiedenen Universitäten nachging, immer fehlte. Florian Schütz stimmt zu: „Eine Ausstellung bleibt so lange abstrakt, bis am Ende das Ergebnis physisch erlebbar ist – und meist hat man selbst noch einen Text auf die Wand gebracht und irgendwo eine Schraube festgezogen. Diese Arbeit vor tausenden Menschen zu präsentieren, ist sehr befriedigend.“

Laura Lück ist freie Journalistin und Autorin. Ihr Herz schlägt für Kunst, Kultur und Kulinarik. Sie schreibt u. a. für den „Genuss-Guide“ der „SZENE HAMBURG“

FÜNF FRAGEN AN ...

JEANNETTE WITRAHM

Bedarfsträgervertretung der SHMH

Interviews: Matthias Seeberg



Wie lange arbeiten Sie schon in der SHMH und was genau ist Ihr Arbeitsfeld?

Ich bin seit zwei Jahren für die SHMH als – wie es im Fachjargon so schön heißt – Bedarfsträgervertretung tätig. Meine wesentliche Aufgabe besteht darin, die baulichen und ausstellungsgestalterischen Belange der Stiftung und ihrer Museen gegenüber den am öffentlichen Bau beteiligten Partnern zu vertreten und sicherzustellen – von der Projektkonzeption bis zur Projektrealisierung. Als Architektin kann ich hier mein Fachwissen und meine beruflichen Erfahrungen in die unterschiedlichen Bau- und Modernisierungsvorhaben der SHMH einbringen.

Mit welchem Projekt sind Sie aktuell beschäftigt?

Nachdem ich im vergangenen Jahr die technische und bauliche Fertigstellung des Interimsliegplatzes der Viermastbark PEKING begleitet habe, bin ich nun voll und ganz mit der anstehenden Modernisierung und Sanierung des Museums für Hamburgische Geschichte und mit der konzeptionellen Vorbereitung des geplanten Neubaus für das Deutsche Hafenmuseum beschäftigt.

tionellen Vorbereitung des geplanten Neubaus für das Deutsche Hafenmuseum beschäftigt.

Was gefällt Ihnen an Ihrer Arbeit am besten – und was am wenigsten?

Museen sind Orte der öffentlichen Nutzung, die dem Zweck der Wissensvermittlung an ein möglichst breites Publikum dienen. Bei ihrer Architektur treffen bauliche Vorstellungen auf Kriterien der inhaltlich kuratorischen Gestaltung und des Besucherservice. Als Architektin fasziniert mich vor allem die Realisierung einer Idee in die gebaute Wirklichkeit. Dabei ist ein stimmiges Zusammenspiel aller beteiligten Kräfte sehr wichtig. Wenn die Zusammenarbeit der Beteiligten sehr gut funktioniert und gemeinsam das gewünschte Ziel erreicht wird, ist es das Beste an meiner Arbeit. Manchmal ist der Weg dahin etwas steinig, aber das gehört zum Job nun mal dazu.

Welcher ist Ihr Lieblingsort in Hamburg und was macht ihn so besonders?

Die Strandperle an der Elbe ist für mich ein wunderbarer Ort. Ob über das Wasser oder durch die engen Gassen: Der Weg dorthin ist schon immer ein Highlight – begleitet von der Vorfreude auf die Elbe mit den vorbeiziehenden Schiffen und den Klängen der rumpelnden Container vom gegenüberliegenden Kai. Und wenn es an der Strandperle zu eng und trubelig ist, gehe ich halt ein paar Meter weiter und setze mich in den Sand.

Welche Ausstellung haben Sie zuletzt besucht und was hat Ihnen daran gefallen?

Die jüngst im Kraftwerk Berlin gezeigte audiovisuelle Installation „Vektor“ von Christopher Bauder hat mich besonders beeindruckt. Über das Zusammenspiel von Raum, Licht und Klang wurde dort eine besondere Atmosphäre erzeugt, die über die Wirkung einer Ausstellung zur reinen Wissensvermittlung weit hinausgeht.

KATJA SCHABERG

Restauratorin am Museum für Hamburgische Geschichte

Seit wann arbeiten Sie in der SHMH und was haben Sie vorher gemacht?

Ich habe am 1. Dezember 2023 im Museum für Hamburgische Geschichte zunächst in Teilzeit angefangen, da ich noch freiberuflich ein Projekt am MK&G in Hamburg beenden wollte. Seit dem 1. Februar bin ich nun in Vollzeit in der Werkstatt der Objektrestaurierung anzutreffen. Im September letzten Jahres habe ich mein Masterstudium als Restauratorin für archäologische, ethnologische und kunsthandwerkliche Objekte an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart abgeschlossen. Neben dem Studium habe ich aber schon freiberuflich bei verschiedenen Museen vor allem im Ausstellungswesen mitgearbeitet.

Welche sind aktuell die größten Herausforderungen in Ihrem Arbeitsbereich?

Zurzeit bereiten wir uns im gesamten Bereich der Restaurierung auf die Modernisierung des Museums vor, im Rahmen derer sämtliche Objekte nach konservatorischen Richtlinien aus dem Museum transportiert werden müssen. Neben dem Einleben in die Werkstatt, den alltäglichen Aufgaben und dem noch andauernden Orientieren im Haus ist also viel los. Diese Zeit stellt zwar nicht den „klassischen“ Alltag einer Restauratorin dar, jedoch finde ich diesen abwechslungsreichen Einstieg ins Haus superspannend und lerne auf diese Weise viele Objekte und Abläufe in einer sehr kurzen Zeit besser kennen.

Worauf freuen Sie sich in den kommenden Wochen am meisten in unseren Museen?

Ich bin gespannt, wie die Ausstellungsräume wirken werden, wenn alle Objekte das Museumsgebäude verlassen haben. Das stelle ich mir schon jetzt sehr eindrucksvoll vor.

Was finden Sie an Hamburg am besten?

An Hamburg schätze ich sehr die Vielfalt der Stadt – sowohl bei den Menschen als auch bei den Stadtteilen. Ganz besonders freue ich mich schon jetzt auf den Sommer mit der Nähe zum Wasser.

Wenn Sie eine historische Person treffen könnten – wer wäre das und warum?

Mária Telkes, die als Biophysikerin Anfang des 20. Jahrhunderts viel zur Nutzung der Solarenergie geforscht hat. Unter anderem entwickelte sie das erste durch Solarenergie beheizte Haus mit, welches die Energie der Sonne in Salzen speichern sollte. Da in der Restaurierung auch mit Salzlösungen gearbeitet wird und ich den nachhaltigen Ansatz von Telkes sehr schätze, wäre ein Gespräch mit ihr vermutlich auf vielen Ebenen spannend.



MIT DEM LICHT MALEN

Die Glasmalerin Corinna Hempel bewahrt in ihrem Atelier in Curslack ein vom Aussterben bedrohtes Kunsthandwerk. Sie sorgt dafür, dass auch weiterhin im Hamburger Rathaus, dem Michel und weiteren Gebäuden zauberhaftes Licht durch historische Fenster scheint

Text: Annette Stiekele
Fotos: Bettina Theuerkauf

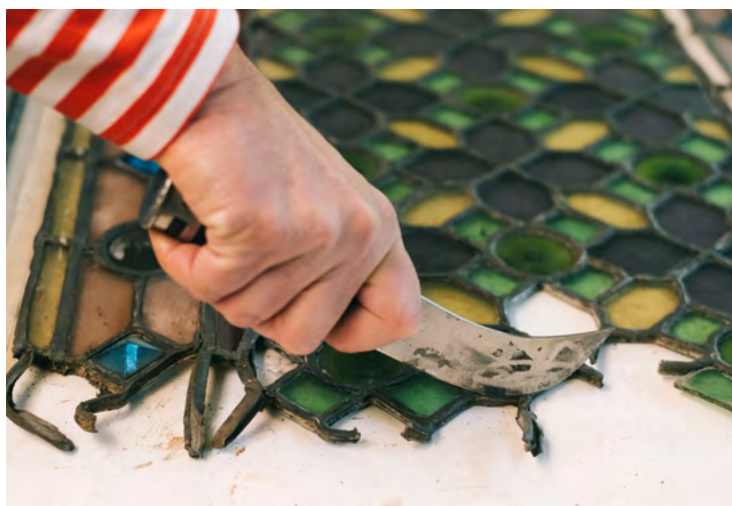




Die Glasmalerin
Corinna Hempel,
vertieft bei der Arbeit,
in ihrem Atelier im
Südosten Hamburgs

Es braucht mehrere Umstiege im öffentlichen Nahverkehr von Hamburg aus, bis man das Glaskunst-Atelier Hempel am Achterschlag in Curslack erreicht. Ein Zettel an der Eingangstür bittet darum, gleich in den Garten zu kommen, also streift man durch das offene Törchen und steht auf einmal in einem lichtdurchfluteten Anbau, wo Corinna Hempel, eine hochgewachsene Frau mit langen, zum Zopf gebändigten rötlichen Haaren, einen sogleich freudig begrüßt. Ihr Atelier sieht aus, wie Ateliers eben aussehen müssen. Geordnetes Chaos. Viel bemaltes Glas ist zu sehen. In der Ecke ruht ein Brennofen, die Wände sind mit Presseartikeln tapeziert. Werkzeuge liegen aufgereiht auf einem Tisch, darunter verschiedene Lötkolben, die an Zahnarztbesteck erinnern.

Die kleinen kunstvoll erstellten Fenster-elemente dienen oft als Medium, um Geschichten zu erzählen



Die Glasmalerei ...

Die Glasmalerin und Kunstglaserin, Jahrgang 1970, kennt alles hier von Kindesbeinen an. „Der Beruf ist 1000 Jahre alt“, sagt sie. „Man konnte früher nur sehr kleine Scheiben herstellen. Und dann ist man darauf gekommen, dass man kleine Scheiben angefertigt und in Blei eingefasst hat, weil es in den Burgen ja kalt und zugig war. Damit ließen sich die Fenster schließen.“ Über viele Epochen weitete sich das Kunsthandwerk schließlich aus, die Scheiben wurden größer. „Ursprünglich war es nicht der Schmuck, sondern der Nutzen, um Öffnungen zu verschließen. Später hat man Glas genutzt, um Schlösser und Herrenhäuser repräsentativ zu gestalten, etwa mit einem Familienwappen.“ Schließlich kamen die ersten figürlichen Fenster in die Kirchen. „Das Volk konnte ja kaum lesen und schreiben, also hat man über Bilder in der Kirche gepredigt.“ Im Laufe der Zeit kamen Schulen und Rathäuser hinzu. Wenn Hempel so lebendig und mitreißend von der Historie ihrer Kunst erzählt, sieht man Kirchenfenster auf einmal in ganz neuem Licht – als ein Medium, um Geschichten zu erzählen.

... als Familienbetrieb

Das Atelier hat sie von ihrem Vater Adolf Hempel übernommen, der in den 1950er-Jahren das Handwerk des Glasmalers in einer großen Firma in St. Georg erlernte. Damals war die Nachfrage nach kunstvollen Fenstern groß, nicht nur im kirchlichen, sondern auch im privaten Bereich. 1976 gründete der Vater sein eigenes Atelier und machte es weit über die Grenzen Hamburgs hinaus bekannt. Ein Familienbetrieb ist es bis heute geblieben. Corinna Hempels ältere Schwester Manuela hat hier – mit einer kurzen Unterbrechung – viele Jahre bis zu ihrem Ruhestand gewirkt. Heute sind die Eltern hochbetagt und Corinna Hempel, die nicht weit entfernt wohnt, hält das Atelier mit zwei Assistenten am Laufen.

Dass sie selbst diesen Beruf ausübt, ist einem Zufall zu verdanken. „Ich wollte das eigentlich nie machen“, sagt sie und lacht. Als Schülerin war sie auf einem konservativen Gymnasium sehr unglücklich. Ihr damaliger Kunstlehrer („ein 68er-Typ“) empfahl ihr den Besuch der Fachoberschule für Gestaltung. Sie fertigte eine Mappe mit Entwürfen an, brauchte aber ein Praktikum. Und so fragte sie ihren Vater, ob sie es nicht bei ihm absolvieren könnte. „Ich habe gemerkt, dass Glas ein total faszinierender, toller

Das vom Atelier Hempel restaurierte Fenster über dem Hauptportal der Hauptkirche St. Michaelis („Michel“) zeigt zwei Engel, die Gottes Segen über Hamburg schütten



Werkstoff ist. Da hat es mich dann tatsächlich gepackt.“ Das sei eine besondere Zeit gewesen, auch wenn das Lernen beim Vater nicht immer einfach war. Der Umgang mit individuellen Unikaten gefiel ihr. „Inzwischen ist es leider ein aussterbender Beruf“, so Hempel. Heute werden kaum noch Kirchen gebaut. „Ein großer Bereich ist jetzt die Restaurierung und Reparatur von Fenstern – in Schulen, Rathäusern und Kirchen, aber auch in Altbauten“, erzählt Hempel. In Hamburg haben viele Treppenhaus-Fenster noch eine Bleiverglasung. Hinzu kommen Aufträge für Kirchen und Klöster in der Nordheide und in Niedersachsen. Nebenbei bringt Hempel auch angehenden Glasermeistern ein wenig Bleiverglasung und Glasmalerei nahe.

Ein aussterbender Beruf

Nicht nur das absehbar schwindende Wissen auf dem Gebiet dürfte in der Zukunft zum Problem werden, sondern auch die fehlenden Materialien. Bleiprofile werden in Deutschland nicht mehr hergestellt. Eine Glashütte in Deutschland stellt noch mundgeblasene Gläser her, die man für die Reparatur, Restaurierung und Neuanfertigung

EIN GROSSER BEREICH IST DIE RESTAURIERUNG – IN RATHÄUSERN UND KIRCHEN, ABER AUCH IN ALTBAUTEN



braucht. Immerhin, ein Teil wird in den USA wieder aufgelegt. Hempels Vater hat bereits in früheren Jahren alte Bestände aufgekauft. Und so ist das Atelier von Corinna Hempel auch ein gut getarntes Glas-Lager. In allen Größen und Formen stapelt es sich an den Wänden, in der Garage, im Keller und im Schuppen. „Wir können in den allermeisten Fällen noch mit Originalgläsern restaurieren“, sagt Hempel. Auf diese Weise hat sie vor einigen Jahren ein Fenster im Thailändischen Konsulat an der Alster ausgebessert. Dort gab es ein original Louis C. Tiffany-Fenster mit dem Namen „Floral Skylight“, das bei einer Flug-



Die Fenster in den Räumlichkeiten der Handwerkskammer Hamburg wurden von Corinna Hempel nach historischen Vorlagen angefertigt und zeigen Motive der Handwerkskunst

1976 GRÜNDETE DER VATER SEIN EIGENES ATELIER UND MACHTE ES WEIT ÜBER DIE GRENZEN HAMBURGS HINAUS BEKANNT. EIN FAMILIENBETRIEB IST ES BIS HEUTE GEBLIEBEN

überführung zu Schaden gekommen war. Jahre später war es auch nur ihr erlaubt, das Fenster für eine Tiffany-Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg auszubauen.

Der Arbeitsalltag

Ein typischer Arbeitstag? „Den gibt es nicht“, sagt Hempel mit leichtem Lächeln. An einem Tag schneidet sie eine Scheibe zu, die durch Vandalismus in einer Kirche zerstört wurde. „Vorgestern habe ich die passenden Gläser rausgesucht, gestern habe ich sie zugeschnitten und habe das in Blei gefasst und gelötet. Heute Morgen habe ich die andere Seite gelötet und die Bleistege ausgekittet. Und nun kommt noch so ein Windeisen als Verstärkung darauf“, erzählt Hempel und hebt ein großes Fenster mit vielen kleinen, farbigen Scheiben an. Zwischendurch zieht es sie ins Büro unter dem Dach, wo sie E-Mails beantwortet.

Im Atelier liegt auf dem Tisch noch eine Glasmalerei, ein Bild, das noch farbig angemalt werden muss. Dabei versucht sie, von einer verwitterten Fotografie aus dem 19. Jahrhundert eine Straßenansicht zu rekonstruieren. Zuerst trägt sie

die Konturen mit Schwarzlotfarbe auf die Scheibe auf, dabei ruht ihre Hand auf einer Extrastütze. Später folgen Farben aus Glaspigmenten, die sie auf Tellern angerührt und abgedeckt hat. Auf dem Tisch türmen sich an die einhundert Pinsel in allen Größen. Hinzu kommen verschiedene Tinkturen, die man braucht, um die Farben anzurühren, etwa Terpentin oder Lack. Ist die Malerei fertig, wird sie im Ofen bei 650 Grad vier Stunden lang erhitzt. Anschließend muss sie 20 Stunden abkühlen. Dann ist die Farbe lichtecht und kratzfest. Weil diese Prozedur so aufwendig ist, wirft Hempel den Ofen am liebsten abends an.

Dann ist da noch eine Sankt-Martins-Darstellung, die repariert werden muss. „Der ist ein bisschen instabil geworden und das Pferd hat ein kaputtes Bein. Das wird also stabilisiert und bekommt eine andere Fassung.“ In einem weiteren Nebenraum hat die Glaskünstlerin einen Entwurf für ein zwölfteiliges Fenster angefertigt, das ein Privathaus in Hamburg zieren soll. Die Zeichnung trägt sie auf Karton auf und schneidet die späteren Bleilinen mit einer speziellen, dreischneidigen Schablonenschere auseinander. Das Werkzeug trennt einen Millimeter heraus, der später für den Bleikern benötigt wird. Glaskunst ist Präzisionsarbeit, die Konzentration und eine ruhige Hand verlangt.

Die Arbeit ist auch körperlich fordernd: Das Material ist schwer und muss ständig bewegt und getragen werden. Manchmal führen die Arbeiten in luftige Gefilde. Einmal musste Hempel an den Turmfenstern der Kirche St. Nikolai am Klosterstern in 23 Metern Höhe arbeiten. Als sie dort auf dem Gerüst stand, läuteten die Glocken für den Kindergottesdienst – und auf einmal schwankte der Turm mit. Auch hier wurden kaputte Glasmalereien ausgebaut und diverse Verstärkungsseisen, die sich über Jahrzehnte gelöst hatten, gelötet. „Das ist das größte zusammenhängende Kirchenfenster in Hamburg“, erzählt Hempel ehrfürchtig. Die Schutzverglasung hat eine Glaserei übernommen. „Das darf ich als freischaffende Künstlerin nicht“, betont sie. Es ist nicht das einzige Prestigeobjekt. Auch im Hamburger Rathaus, in der Handwerkskammer und in diversen Klöstern, etwa in Ebberstedt und Lüneburg, war sie schon tätig. In der Handwerkskammer hat sie durch Druckwellen im Krieg zerstörte Fenster von dem Wiener Künstler Carl Otto Czeschka restauriert. Die detaillierten Zeichnungen liegen im Museum für Kunst und Gewerbe.

„Wir durften die Originalentwürfe anschauen und abfotografieren und danach die Fenster anfertigen.“

Gläserne Politik und Religion

Zeitungsausschnitte an der Atelierwand zeigen einige Erste Bürgermeister der Hansestadt im Bürgermeisterzimmer des Rathauses. Hier in der Laube haben sich alle immer gerne fotografieren lassen. Auch diese Fenster hatten durch die Druckwellen des Krieges gelitten. Hempel rekonstruierte die Fenster 1996 auf Basis von Fotos in alten Büchern und mithilfe des Denkmalschutzamtes. Im gleichen Jahr war sie auch in St. Michaelis tätig. Die Barockkirche hat eigentlich keine Schmuckfenster bis auf das Hauptportalfenster „Sympanofenster – Segen Gottes über

Corinna Hempel führt das Unternehmen ihres Vaters Adolf Hempel erfolgreich weiter, die Nachfrage ist aufgrund weniger Kirchenneubauten rückläufig





Im Hamburger Rathaus wurden Fenster vom Atelier Hempel neu angefertigt. Im Bürgermeisteramtszimmer sind namhafte ehemalige Bürgermeister wie zum Beispiel Johannes Christian Eugen Lehmann kunstvoll verewigt

Hamburg“ (1911) vom Bildhauer und Medailleur August Vogel. Darauf schüttet der Heilige Geist in Gestalt einer Taube, flankiert von zwei Engeln seinen Segen über Hamburg aus. „Das hat eine ziemlich einzigartige Wirkung in der Draufsicht, weil es teilweise versilbert und vergoldet ist. Das ist ein ganz tolles Fenster“, schwärmt Hempel. Überhaupt begeistert sie sich immer wieder für das Material: „Die Farbigekeit und die Transpa-



ICH FREUE MICH, WENN AUS EINEM HÄUFCHEN ELEND AUCH WIEDER ETWAS SCHÖNES WIRD, DAS DIE NÄCHSTEN 80 ODER 100 JAHRE ÜBERDAUERN KANN

renz sind das Schöne daran. Man kann wirklich mit dem Licht malen.“ Auch die Tatsache, dass die Glasfenster große Zeiträume überdauern, fasziniert sie. Manchmal verewigt sie sich auch mit einem kleinen Signum und Datum an einer nicht sichtbaren Stelle für die Nachwelt – eine übliche Art der Signatur in ihrer Zunft.

„Ich freue mich, wenn aus einem Häufchen Elend auch wieder etwas Schönes wird, das die nächsten 80 oder 100 Jahre überdauern kann“, so Hempel. Nach eigenen Entwürfen zu arbeiten fehlt ihr nicht, eigene Ausstellungen reizen sie nicht. Corinna Hempel hofft, dass sie noch lange gute Aufträge erhält. Ihr Vater konnte damit eine Familie mit drei Töchtern ernähren, das könne sie heute nicht mehr, räumt sie ein. Aber sie sei genau wie ihre Schwestern selbstständig erzogen worden.

Die Arbeit in den Kirchen und Klöstern hat auch ein Gefühl für Spiritualität in ihr gestärkt. Einmal arbeitete sie in einer Kirche und ein Schmetterling, ein Pfauenaugen, versuchte durch das Fenster herauszukommen. Hempel trug ihn hinaus und sagte zur Pastorin: „Ich weiß ja nie, wie der liebe Gott mir begegnet.“

Annette Stiebele arbeitet seit über zehn Jahren als Kulturjournalistin mit dem Schwerpunkt Theater, Kunst und Pop in Hamburg und leitet die „Hamburger Abendblatt“-Beilage „MuseumsWelt“

Der Geschmacksträger für Hamburg

Jetzt
am
Kiosk!

Oder
ONLINE
bestellen



shop.szene-hamburg.com



genussguide-hamburg.com



Für Schriftsteller
Till Raether ist das
Schreiben elementarer
Teil seiner Existenz,
vor Schreibblockaden
fürchtet er sich nicht

DER UNBESTECHLICHE

Der Autor und Journalist Till Raether schreibt im Schnitt 1,53 Bücher pro Jahr, darunter Werke wie die „Danowski“-Reihe, „Die Architektin“ und „Bin ich schon depressiv, oder ist das noch das Leben?“. Seit 25 Jahren lebt der gebürtige Berliner bereits in Hamburg. Im Porträt gibt er Einblicke in sein Schaffen

Text: Nefeli Kavouras
Fotos: Bettina Theuerkauf

Till Raether schreibt. Das mag banal klingen, denn schließlich ist Till Raether Autor und Schreiben demnach sein Beruf. Und doch ist es eine Tatsache, die ihn als Autor kennzeichnet, denn es gibt auch etliche Autorinnen und Autoren, die nur in unregelmäßigen Abständen schreiben und publizieren. Der in Berlin-Zehlendorf aufgewachsene Autor hingegen hat seit 2001 15 Bücher veröffentlicht, mathematisch betrachtet wären das im Schnitt 1,53 Bücher pro Jahr und 2023 sind sogar direkt zwei Bücher von ihm erschienen. Überhaupt ließe sich Raethers Schaffen schön in einem Diagramm abbilden, man stelle sich vielleicht ein Tortendiagramm vor, mit der Vielfalt seiner Textformen: belletristische Romane, Kriminalromane, erzählende Sachbücher und Kolumnenbände. Vor allem seine „Danowski“-Krimireihe erhält viel Aufmerksamkeit, ein Band wurde sogar verfilmt. Sein 2023 erschiener Roman „Die Architektin“ über den größten Berliner Bau-Skandal der 1970er-Jahre wird als „Buch des Jahres“ mit dem Hamburger Literaturpreis prämiert, sein erzählendes Sachbuch „Bin ich schon depressiv, oder ist das noch das Leben?“ landet auf der „Spiegel“-Bestsellerliste.

Im Café in Ottensen

Raether ist also immer am Schreiben, vor Schreibblockaden fürchtet er sich nicht. „Ich habe ein merkwürdiges Urvertrauen, dass das Schreiben immer geht“, erzählt er in einem trübeligen Café in Ottensen unweit seines Wohnortes, wo Raether mit seiner Frau und seinen bei-

den Kindern lebt. Es ist einer der ersten Tage des Jahres, an denen sich die Außenbereiche der Cafés füllen, manche trauen sich sogar aus ihren Jacken heraus, ein Telefon klingelt am Nebentisch, Raether begrüßt herzlich einen anderen Cafébesucher, es ist ein befreundeter Autor. Seit 25 Jahren lebt Raether in Hamburg, arbeitet zunächst im Printjournalismus, unter anderem als stellvertretender Chefredakteur der „Brigitte“. Mittlerweile arbeitet er nur noch selten journalistisch, hin und wieder erscheinen Glossen von ihm im „SZ Magazin“ sowie eine regelmäßige Kolumne im „Elbphilharmonie-Magazin“. „Darüber bin ich auch sehr froh“, sagt Raether, „dass ich vor allem an meinen Buchprojekten arbeiten kann.“ Seine Buchprojekte plant er im Voraus, so wisse er immer, was er als Nächstes schreiben wird, beziehungsweise auch als Nächstes schreiben muss. „Leider gab es noch nicht dieses eine Buch, das weiterhin von selbst Geld verdient“, sagt er lachend.

Am meisten freut sich Raether stets auf das Projekt, das als Nächstes kommt: „Das liegt daran, dass in dieser Konzeptionsphase, wenn ich noch mit dem Ausdenken einer Idee beschäftigt bin, alles noch offen und möglich erscheint. Da fühle ich mich dann richtig angebissen von bestimmten Atmosphären und ich kann mich der Begeisterung hingeben. Beim Schreiben selbst müssen ja Entscheidungen gefällt werden, wodurch das Buch konkreter wird. Und natürlich mag ich auch diesen Prozess, wenn sich die Entscheidungen auch gut und richtig anfühlen, aber



Till Raether
beim Spazier-
gang durch den
Fischers Park in
Altona

ich habe vor allem diese schwärmerische Seite in mir, die sich beim Schreiben schon auf das nächste Projekt freut, wenn ich wieder alles grenzenlos groß denken kann.“

Tröstliche Antworten ...

Diese Form des Schreibens trifft vor allem auf seine fiktionalen Werke zu. Hier gehe es darum, die Fantasie noch größer werden zu lassen, bevor dann diese erfundenen Welten Stück für Stück durch Fokussierung greifbarer werden. Anders sieht das bei seinen erzählenden Sachbüchern aus. Bei „Bin ich schon depressiv, oder ist das noch das Leben?“ wie auch beim kürzlich erschienenen Essay „Hab ich noch Hoffnung, oder muss ich mir welche machen?“ war der Beginn der Bucharbeit anders. „Bei diesen Büchern war es eher so, dass es mit einem eher kleinen Empfinden anfang. Bei dem Buch über die Depression war es die Frage, wie es sein kann, dass ich mich mit der Erkrankung so allein fühle, und bei dem Buch über die Hoffnung fragte ich mich, wie es sein kann, dass ich hier sitze, in meiner kleinen überschaubaren Welt, und trotz aller großen Krisen noch Hoffnung habe. Also habe ich diese Fragestellungen genommen und geschaut, wie ich diese größer und universeller machen kann. Es ist ein wenig umgekehrt als bei den Romanen.“

... auf gesellschaftliche Fragen

Beide Bücher sind genau zur richtigen Zeit erschienen, sie wirken nahezu wie eine tröstliche Antwort auf gesellschaftliche Entwicklungen, die einen in Bezug auf die Welt, aber auch mit sich selbst als Individuum milde stimmen. Apropos milde: Die allererste Geschichte, die Raether in Kinderjahren schreibt, ist nicht wirklich milde. Sie geht in etwa so: Ein König wird immer dicker und dicker, woraufhin die Königin den Koch bittet, weniger zu kochen. Als der Koch dann weniger kocht, wird der König wütend, sperrt den Koch ein, woraufhin er aber nichts mehr zu essen bekommt und selbst verschuldet abmagert. „Das war ein Märchenentwurf, ich mochte schon immer das Nachahmen von Textsorten. Das macht mir bis heute Freude, egal ob Glückwunschkarten, Songs, Wirtschaftsprosa, ich will alles nachahmen“, erzählt Raether.

Kindheitsträume

Als Kind will Raether zunächst Koch, dann Astronaut werden, dann kommt recht schnell der Wunsch des Schreibens, welcher zum Glück anhält. Zuerst der konkrete Wunsch des Journalistenseins. Auf seiner Website unter „Biographie“ schreibt Raether: „Wegen ‚Lou Grant‘ und dem Watergate-Film ‚Die Unbestechlichen‘ mit Dustin Hoffman und Robert Redford war ich überzeugt, Journalist werden zu müssen.“ Im Gespräch ergänzt Raether: „Ich wollte als Kind direkt erwachsen sein. Und vor allem wollte ich auch wissen, worüber reden die Erwachsenen eigentlich? Bei Journalisten hat mich beeindruckt, dass sie alles rausfinden können und ihnen alle antworten müssen.“

Vom Journalistensein hat Raether mittlerweile etwas Abstand genommen, aber die Frage, was die Erwachsenen eigentlich bereden, im Nebenzimmer, während man als Kind abends schon im Bett liegt, die geht Raether in seinen literarischen Werken immer noch mit dieser neugierigen Vorstellung eines Journalisten an. „Ich glaube überhaupt, dass es in meinem Schreiben ganz viel darum geht, den Geheimnissen aus der Kindheit nachzugehen. Ich möchte Bestimmtes aus der Kindheit neu verstehen und festhalten, zum Teil auch neu dazu erfinden, wie bei einem restaurierbedürftigen Haus, das man dann erweitert, sodass das Gesamtbild doch wieder passt.“ Er hält inne und ergänzt: „Ich muss mir das schon eingestehen, dass ich in Hamburg lebe, aber zwei

DER FRAGE, WAS DIE ERWACHSENEN EIGENTLICH BEREDEN, WÄHREND MAN ALS KIND SCHON IM BETT LIEGT, DER GEHT RAETHER IN SEINEN LITERARISCHEN WERKEN IMMER NOCH NACH



Romane in Berlin, der Stadt meiner Kindheit, spielen. Die Romane sind zwar nicht aus Kindersicht geschrieben, aber gerade in ‚Die Architektin‘ war es eine große Triebkraft, beim Schreiben wieder herauszufinden, worüber die Erwachsenen eigentlich reden, wenn sie im Nebenzimmer sind. Ich bediene mich da meiner kindlichen Vorstellung dessen, was Erwachsene eigentlich die ganze Zeit machen.“

Das ist etwas, was vielleicht dem sechsjährigen Till von früher gut gefallen hätte, wenn man ihm sagen würde, dass er als Erwachsener nicht derjenige ist, der im Nebenzimmer mit anderen Erwachsenen redet, sondern immer noch drauf und dran ist, herauszufinden, was die anderen Erwachsenen eigentlich reden.

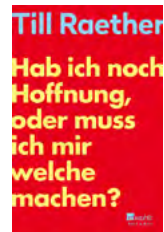
Das Verbindende

Raether schreibt also – zum Glück – und immer noch und in allen Formen. Ob es eigentlich etwas gibt, das all sein Schreiben doch zusammenhält? Vom Krimi über das Sachbuch bis zum Roman? Raether muss nachdenken und sagt dann etwas zaghaft, aber dann sicherer: „Wahrscheinlich die Zuneigung zu den Figuren, die ich habe. Das erstaunt mich selbst manchmal, wenn mir das Leserinnen und Leser von außen spiegeln, denn ich denke oft, ich hätte eher eine negative Seite beim Schreiben, und ich empfinde meine Romane teilweise in der Unfähigkeit der Kommunikation meiner Figuren als bitter. Trotzdem höre ich oft, dass viel Zuneigung zu den Figuren zu spüren ist und das ist etwas, wovon ich hoffe, dass es stimmt. Weil es etwas Verbindendes ist und weil ich auch in meinen Sachbüchern versuche, diese Zuneigung auf die Leserinnen und Lesern auszu-dehnen.“

Es wird kühler im Außenbereich des Cafés, man muss sich wieder die Jacke anziehen und Raether sagt abschließend: „Ich werde gerade übrigens die ganze Zeit von Mücken zersto-chen. Damit ist nun offiziell Frühling.“ Aber man kann sich sicher sein, dass noch nicht einmal lästige Mückenstiche Raether vom stetigen Schreiben abhalten können.

Nefeli Kavouras schrieb auch im Kindesalter ihre erste Geschichte, darin sperrte sich ein Gespenst aus Angst vor sich selbst (denn es war ja ein Gespenst!), in eine Truhe ein. Heute schreibt sie keine Gruselgeschichten mehr, gruselt sich aber vor der Arbeit an ihrem ersten Roman

WERKE



Hab ich noch Hoffnung, oder muss ich mir welche machen?
Rowohlt, 128
Seiten, 16 Euro



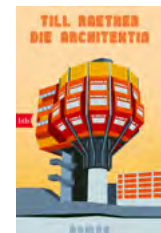
Bin ich schon depressiv, oder ist das noch das Leben?
Rowohlt, 128
Seiten, 14 Euro




Ich werd dann mal ... Nachrichten aus der Mitte des Lebens
Rowohlt,
352 Seiten, 12
Euro



Danowski: Treibland
(Band 1 der Danowski-Reihe)
Rowohlt, 512
Seiten, 12 Euro



Die Architektin
btb, 416 Seiten,
24 Euro

An aerial black and white photograph of the Alster swimming complex in Hamburg, Germany. The complex is a large, rectangular structure with multiple pools and walkways, situated in the middle of the Alster river. The surrounding area is densely wooded, and the city of Hamburg is visible in the background. The text is located on the left side of the image, providing context for the photograph.

Mitten auf der Alster
befand sich in Höhe
vom Schwanenwik eine
der größten Schwimm-
anstalten, hier eine
Luftaufnahme von 1932

HAMBURGS BADELUST

Seit über 230 Jahren wird in Hamburg in Bädern gebadet und geschwommen. Die Gründe für die jahrhundertealte Bäderkultur in der Hansestadt liegen aber mitnichten in der Ertüchtigung oder dem reinen Spaß. Es ging vielmehr um Kontrolle und Sicherheit

Text: Michael Graul

Als am 24. November 2023 die Alsterschwimmhalle nach dreijähriger Sanierung feierlich wiedereröffnete, lobten Kultur und Politik die zeitlose (und 50 Jahre alte) Architektur der „Schwimmeroper“ und deren Bedeutung für die Bade- und Schwimmkultur in Hamburg. Die grundsanierte Schwimmhalle mit ihrem ikonischen Butterfly-Dach sei ein Meilenstein in der Hamburger Bäderlandschaft.

Hamburg war schon immer führend, wenn es um Bäder- und Schwimmkultur geht. Bereits 1793 öffnete in der Hansestadt die erste öffentliche Badeanstalt – streng genommen handelte es sich dabei um ein schwimmendes Wasserbecken. Auf Anregung der Patriotischen Gesellschaft wurde dieses in der Binnenalster gegenüber dem Voglerswall als schwimmendes Badehaus verankert. Nach dem Großen Brand von 1842 wurde die Anlage in die Außenalster bei der Lombardsbrücke verlegt, mehrfach umgebaut und 1886 wieder abgerissen.

Baden für die Hygiene

Es entwickelte sich im 19. Jahrhundert eine regelrechte Fülle an Möglichkeiten, kontrolliert baden zu können. Kontrolle war einer der Gedanken dahinter. Mit öffentlichen Badeanstalten hatte man einen genauen Blick auf die Hygiene der Menschen und die Qualität des Wassers. Zumindest ein Bad in der Woche hielten Stadtväter und Ärzte für sinnhaft.

1834 ließ der Schiffbauer Andreas Hinrich Johns an der Elbe eine Badeanstalt errichten, deren Zugang über sein Werftgelände führte. In einer Stadtbeschreibung Hamburgs von 1847 stand darüber zu lesen: „Badeanstalten gibt es hier nur eine öffentliche, zugänglich für jeden, der in der Elbe baden will. Es ist in der Nähe des Flusses auf dem Grasbrook ein Haus errichtet mit mehreren Kämmerchen worden, um sich darin aus- und anzuziehen.“ Diese Badeanstalt wurde wegen der sich ausbreitenden Hafenanlagen wiederholt verlegt und 1885 abgerissen.

In den folgenden Jahren entstanden Badeanstalten für Herren und für Damen, immer streng getrennt. 1848 verankerte man auf dem Feenteich eine Damenbadeanstalt, die sich schnell großer Beliebtheit erfreute. Später wurde sie hinter das Uhlenhorster Fährhaus verlegt und um zwei weitere Schwimmbassins erweitert; nun durften hier auch die Herren ins Wasser. Nach wenigen Jahren errichtete man diese Badeanstalt



Einst stand am damaligen Schweinemarkt die erste Warmbadeanstalt; heute steht an dieser Stelle, am Steintorwall/ Ecke Steinstraße das Parkhaus des Elektrogroßhändlers Saturn

als „Lony'sche Badeanstalt“ auf Pfählen, mitten in der Außenalster. Sie war nur mit Booten zu erreichen, um keinen Anstoß öffentlichen Ärgernisses zu erregen – man badete nämlich nackt.

Erste Warmbadeanstalt Europas

Als am 5. April 1855 eine Badeanstalt am Schweinemarkt (am heutigen Steintorwall, Anm. d. Red.) eröffnete, schrieb Hamburg internationale Bäder-Geschichte. Die Anlage bestand aus 32 Bädewannen für Männer und 16 Wannen für Frauen, streng voneinander getrennt. Viel wichtiger aber: Es war die erste Warmbadeanstalt auf dem europäischen Kontinent. Und nicht nur baden konnte man hier: An über 30 Ständen gab es die Möglichkeit, seine Wäsche zu waschen, zu mangeln, zu wringen und zu plätten. Das Gebäude wurde kreisförmig um einen 40 Meter hohen Schornstein gebaut, die Kabinen waren über einen Rundgang erreichbar. Aus heutiger Sicht kurios mutet der Umstand an, dass die Badegäste die Wasserhähne nicht selbst betätigen durften, da-

für gab es eigens Personal. Entworfen hatte die Anlage der britische Ingenieur William Lindley.

Lindley, 1808 in London geboren, arbeitete zwischen 1838 und 1860 in Hamburg und trug entscheidend zur Modernisierung der Stadt bei – insbesondere auf den Gebieten der Kanalisation und der Wasserversorgung. Hamburg hatte den Ingenieur mit dem Bau der sogenannten Hamburger Stadtwasserkunst beauftragt, zu deren Konzept auch die Errichtung öffentlicher Badehäuser für die ärmere Bevölkerung zählte. Denn, so Lindley, „körperliche Unreinlichkeit erzeugt sehr bald Mangel an Selbstachtung, Rohheit und Laster“. Und weiter: „Können einzelne Feierabendstunden zur Erfrischung im Bade verwandt werden, dann zieht es in den meisten Fällen auch so lange vom Wirtshause ab.“ Eine bestechende Logik: Wer badet, kann nicht zeitgleich am Tresen sitzen. Am Baumwall, in unmittelbarer Nähe vor einem Einstieg in die Sielanlagen, die er konzipiert und gestaltet

hatte, steht heute ein Denkmal für den Ingenieur, dem die Stadt viel zu verdanken hat.

Alster, Elbe und Bille

Neben Alster und Elbe wurde zunehmend die Bille für öffentliche Badeangebote miteinbezogen. 1856 entstand die Badeanstalt „Th. Feddersen“ in der Bille am Hammerdeich. Sie stand auf Pfählen im Fluss und bot für Herren drei Bassins, die zusammen 725 Quadratmeter groß und bis vier Meter tief waren, und 74 Kabinen. Für die Damen gab es hingegen lediglich zwei Bassins, 441 Quadratmeter groß, bis zu 2,4 Meter tief, mit 57 Kabinen und neun Einzelbädern.

Wenige Jahre später, so die Archivprotokolle der Bäderland Hamburg GmbH, „wurde am Steinwerder Ufer eine Fluss-Badeanstalt für Männer und Knaben für 17.000 Mark errichtet, 1875 dann für 28.400 Mark erweitert. Der Badeplatz war 106 Meter lang und bei Mittelwasser

Das Freibad in Steinwerder, auch als Wilhelminenbad bekannt, erfreute sich bei jungen Männern und Burschen großer Beliebtheit





Alsterlust

Die „Alsterlust“, erbaut 1888, war streng nach Weiblein und Männlein geteilt, bot sogar ein Restaurant und hatte 1932 Besuch vom größten Ozeanflugboot der Welt



28 Meter breit und hatte bei Mittelwasser eine Wasseroberfläche von 2.968 Quadratmetern. Gegen den Strom war die Badeanstalt mit kabinentragenden Pontons und Schlängel abgegrenzt. 1890 wurde für 94.000 Mark vergrößert. Für eine Hin- und Rückfahrt mit dem Fährdampfer waren 5 Pfennig zu bezahlen, die Benutzung der Badeanstalt war unentgeltlich.“ Es wurde viel Geld in die Hand genommen, um der Bevölkerung Hamburgs (zur damaligen Zeit etwa 324.000 Einwohner) die Möglichkeit des regelmäßigen Badens zu bieten.

Vom Alsterufer zur Alsterlust

1869 legte man am Alsterufer auf einer künstlichen Insel die Badeanstalt für Männer und Knaben am Schwanenwik an. Diese war besonders bei der damaligen Jugend beliebt, weswegen man sie 1883 erweiterte. 1901 entstand etwas weiter südlich davon das Frauenbad Süd, das schon im ersten Betriebsjahr mehr als eine halbe Million Frauen und Mädchen besuchten. 1906 kam das Frauenbad Nord dazu, wurde aber bereits 1937 wieder eingestellt, weil an dieser Stelle das Wasser der Alster, vorsichtig ausgedrückt, nicht mehr

ganz einwandfrei war. Ein Lied aus jener Zeit über Hamburgs Badefreuden begann aus diesem Grund mit der schönen Zeile „Am Schwanenwik/schwimm’ die Ködel mit Musik“.

Die erste Hamburger Schwimmhalle wurde 1881 am Schaarmarkt eröffnet, wo sich heute die „Michelwiese“ befindet. Dieses Hallenbad ging auf die Initiative von Hamburger Reedern zurück, die durch die Förderung des Schwimmunterrichts die Zahl der tödlichen Arbeitsunfälle unter den Hafenarbeitern entgegenwirken wollten. Neben dem Hygiene-Gedanken kam hier der Sicherheitsaspekt zum Tragen, denn die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung war des Schwimmens unkundig, der Tod durch Ertrinken allgegenwärtig.

Wenige Jahre später eröffnete man eine Flussbadeanstalt für Männer und Knaben auf der Veddel, 1888 folgte die private Badeanstalt „Alsterlust“ nördlich der Lombardsbrücke. Sie wurde nach Plänen des Architekten Georg Thielen auf 900 Pfählen errichtet und umfasste zwei – nach Geschlechtern getrennte – Schwimmbecken sowie ein Restaurant mit Blick auf die Außenalster.

Diese Badeanstalt besaß erstmals einen sogenannten „Stiefelgang“ hinter den Kabinen, so dass der eigentliche Teil der Badeanstalt nur barfuß zu erreichen war. Den Badegästen standen zudem Duschräume zur Verfügung, die Wasserfläche des Schwimmbeckens wurde durch Wasserräder bewegt, Turngeräte und Sprungbretter boten Gelegenheit zu körperlichen Übungen. Die Räume des Restaurants waren durch Bogenlampen und Glühlampen elektrisch beleuchtet, eine Kessel- und Maschinenanlage erzeugte den Strom und trieb die Wellenanlage an. Die Eintrittspreise lagen bei 25 Pfennig für Kinder beziehungsweise 40 Pfennig für Erwachsene, mit Kabine: 60 Pfennig. Die aus Holz gebaute Anlage wurde 1943 durch die über Hamburg abgeworfenen Spreng- und Brandbomben komplett zerstört.

1895 eröffnete das Stadtbad Hohe Weide, das kaum ein Hamburger nicht kennt. Es ist noch heute im Betrieb und somit das stadtweit älteste seiner Art, denkmalgeschützt, gut erhalten und

beliebt wie zu seiner Eröffnung. Schon lange trägt es den Namen Kaifu-Bad, abgeleitet vom Kaiser-Friedrich-Ufer, in dessen Nähe das Bad liegt. Es ist neben der Bartholomäustherme und dem Holthausenbad eine der Schwimm-Perlen im Portfolio des Unternehmens Bäderland Hamburg. Die stadteigene Tochter betreibt in der Hansestadt mittlerweile 27 Hallen- und Freibäder. Statt Hygiene und Sicherheit stehen inzwischen aber Freizeit, Spaß, Bewegung und Erholung im Mittelpunkt. Wie lautete es vor einigen Jahren auf einem der ikonischen Werbeplakate des Unternehmens: „Um den Kopf frei zu kriegen, dampf ich nach draußen ab.“ Das wird wohl auch in diesem Sommer wieder so sein.

Michael Graul arbeitet seit 30 Jahren als Journalist für verschiedene Publikationen. Nach Stationen bei diversen Verlagshäusern arbeitet er seit einigen Jahren als freier Autor. Seine Lieblingsbadeanstalt ist die Alsterschwimmhalle



Die Alsterschwimmhalle feierte 2023 ihre Wiedereröffnung und ihr 50-jähriges Jubiläum. Die große, eindrucksvolle Haupthalle bietet auch einen Turm zum Springen

PROGRAMM

Aktuelle Termine im Sommer 2024

Alle Termine unter shmh.de

PIXI – DIE AUSSTELLUNG 70 JAHRE KLEINE BÜCHER

7. FEBRUAR BIS 18. AUGUST

ALTONAER MUSEUM

Wer kennt sie nicht, die quadratischen kleinen Pixi-Bücher? Für viele Kinder ist ein „Pixi“ das erste selbst gewählte Buch. Mit über 3000 verschiedenen Titeln und jährlich 14 Millionen verkauften Exemplaren ist „Pixi“ die umfangreichste Bilderbuchreihe aller Zeiten. 1954 erschien mit dem Titel „Miezekatzen“ das erste Pixi-Buch in Deutschland. 2024 wird die Reihe somit 70 Jahre alt. Der Verleger Per Hjaldr Carlsen wollte qualitativ hochwertige Bilderbücher möglichst preisgünstig anbieten. Carlsen wählte das Format von 10 x 10 cm mit 24 Seiten und benannte es nach dem englischen Wort „pixie“ (Ko-

bold). Das Format nutzte einen Druckbogen perfekt aus – so konnten die kleinen Bücher zum Verkaufspreis von 0,50 DM angeboten werden – heute kosten sie 0,99 Euro. Die Ausstellung zum 70-jährigen Jubiläum, die von der Hamburger Illustratorin Regina Kehn gestaltet wurde und in Kooperation mit dem Carlsen Verlag entstand, zeigt über 1000 Pixi-Bücher. Anhand von Bildern, Geschichten und Filmen wird anschaulich, wie sich Inhalte und Darstellungsformen der Pixi-Bücher über die Jahrzehnte hinweg veränderten und dabei auch gesellschaftliche Entwicklungen reflektieren.



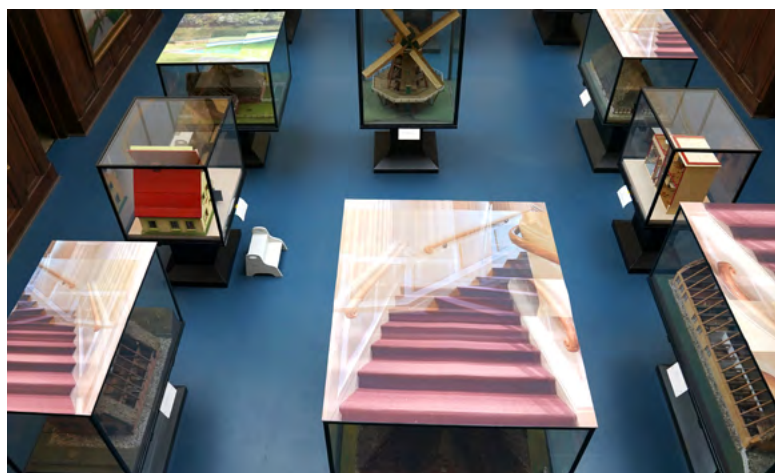
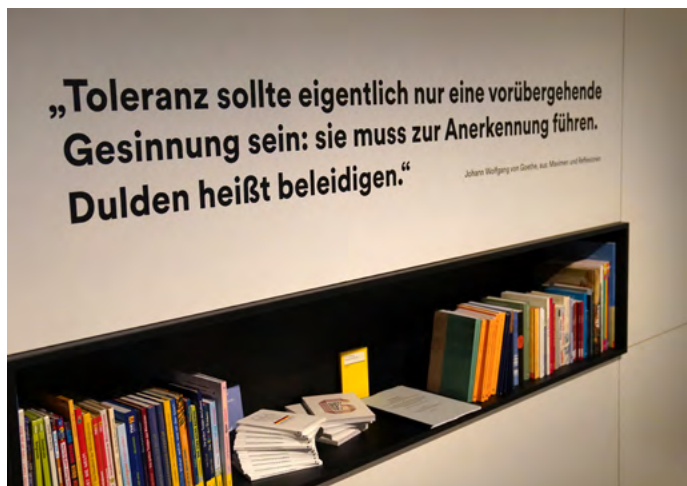
GLAUBEN UND GLAUBEN LASSEN

Eine Ausstellung über Freiheiten und Grenzen

Bis 15. Juli 2024

ALTONAER MUSEUM

Die Freiheit zu glauben – oder auch nicht zu glauben – ist ein wesentliches Menschenrecht. Doch nach wie vor wird um den konkreten Umfang dieser Freiheit gerungen. Die heutige Stadtgesellschaft ist zwar zunehmend säkular, gleichzeitig aber religiös vielfältiger geworden. Das hat die Diskussion über Umfang und Grenzen der Glaubensfreiheit verändert und um Themen und Perspektiven bereichert. Die im September 2023 gestartete Ausstellung beleuchtet die aktuellen Diskussionen vor dem Hintergrund der Altonaer Stadtgeschichte. Denn in Altona hat das Thema Glaubensfreiheit bereits seit 1601 eine feste Tradition. Anhand von historischen Objekten und Video-Interviews spannt die Ausstellung einen Bogen vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart und zeigt, dass die Geschichte der Glaubensfreiheit schon immer eine der Diskussion über deren gelebten Alltag und deren Grenzen gewesen ist. Begleitet wird die Ausstellung von einem Rahmenprogramm mit Exkursionen, Lesungen und Diskussionen.



LOST HOMES / TO FORGET BEAUTIFUL THINGS

Eine künstlerische Intervention von Hila Laviv

Bis 22. Juli 2024

ALTONAER MUSEUM

Ein zentrales Element der ständigen Ausstellung im Altonaer Museum bilden die 17 historischen Bauernstuben und die dazugehörigen Bauernhausmodelle. Eine großzügige Spende der Altonaer Familie Albert und Gerta Warburg ermöglichte Anfang des 20. Jahrhunderts die Herstellung. In den letzten Jahren wurden die historischen Bauernstuben in Form von künstlerischen Interventionen mit neuen Fragestellungen konfrontiert, bei denen der Begriff „Heimat“ im Mittelpunkt stand. Mit dem Projekt „LOST HOMES (TO FORGET BEAUTIFUL THINGS)“ setzt die israelische Künstlerin Hila Laviv diese Form der Auseinandersetzung fort. Ausgangs- und Bezugspunkt der Intervention von Laviv sind die Kindheitserinnerungen ihrer Großmutter Charlotte Esther „Noni“ Shalmon Warburg (1922–2021) an Hamburg und Blankenese. Sie musste als Teenager mit ihren Eltern 1939 vor der nationalsozialistischen Verfolgung nach Schweden fliehen und lebte später in Israel. Aus einer sehr persönlich geprägten Perspektive auf die historischen Bauernstuben und die Bauernhausmodelle setzt sich Laviv in ihrer audiovisuellen Intervention mit dem Spannungsfeld zwischen Heimat und Heimatverlust auseinander.





DEIN PAKET IST DA. SHOPPEN AUF BESTELLUNG

4. September 2024 bis 28. April 2025
MUSEUM DER ARBEIT

Sich Wünsche erfüllen und dafür nicht einmal das Haus verlassen? Der Versandhandel macht das seit rund 150 Jahren möglich. Nachdem sich die ersten Unternehmen bereits im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert mit dem Versandgeschäft etablierten, begann die Branche nach dem Zweiten Weltkrieg und dem „Wirtschaftswunder“ erneut zu florieren: Am 17. August 1949 gründete Werner Otto den „Werner Otto Versandhandel“ und startete im September 1950

den OTTO-Versand. Im März 1950 begann Neckermann bereits mit dem Katalogversand. Heute hat der Versandhandel aufgrund der Digitalisierung eine neue Dimension erreicht. In der Ausstellung „Dein Paket ist da.“ im Museum der Arbeit wird der Versandhandel als ein komplexes Netzwerk aus Akteurinnen und Akteuren betrachtet. Die Ausstellung zeigt die Prozesse hinter den Kulissen, verdeutlicht den Wert und die Menge der zu leistenden Arbeit und ordnet den Versandhandel in den Kontext der modernen (Konsum-)Gesellschaft ein. Die Ausstellung, die OTTO anlässlich des 75-jährigen Jubiläums unterstützt, wird von speziellen Vermittlungsangeboten, wechselnden Veranstaltungen und einem Magazin begleitet.



WERTVOLL

III. Biennale angewandter Kunst der AdK und GEDOK

31. Juli bis 1. September 2024

MUSEUM DER ARBEIT

Unter dem Titel „Wertvoll“ präsentieren im Museum der Arbeit mehr als 70 Künstlerinnen und Künstler der Akademie der Künste (AdK) und der Gemeinschaft deutscher und österreichischer Künstlerinnen und Kunstfreundinnen (GEDOK) in diesem Sommer rund 200 Exponate, die einen umfassenden Einblick in das breite und vielfältige Spektrum des zeitgenössischen Kunsthandwerks bieten. Anhand von Objekten aus Glas, Holz, Keramik und Papier sowie anhand von Textilien und von Schmuck aus Gold und Edelsteinen möchte die Ausstellung zeigen, mit welchen Kulturtechniken, aber auch mit welchen Arbeitsweisen und Know-how das Hamburger Kunsthandwerk die Strömungen in der heutigen Gesellschaft gestalterisch zum Ausdruck bringt. In der Ausstellung werden zudem Arbeiten von Studierenden der Hochschule für angewandte Wissenschaften (HAW) zu sehen sein, die einen ganz eigenen Blick auf die momentanen Entwicklungen werfen. Im Rahmen der Eröffnung der Ausstellung wird der diesjährige Carolina D'Amico Preis für zeitgenössisches Kunsthandwerk verliehen.



JA, ICH WILL! DIE KUNST DER HOCHZEITSFOTOGRAFIE

Bis 24. Februar 2025

JENISCH HAUS

Hochzeiten sind eines der meist fotografierten gesellschaftlichen Rituale der Welt. Die feierliche Zeremonie mit der Familie und den Liebsten zählen zu den schönsten Momenten des Lebens, die zur Erinnerung fotografisch festgehalten werden wollen. Im klassizistischen Ambiente des Jenisch Hauses, das oft selbst als Location für elegante Hochzeitsfotos genutzt wird, widmet sich die neue Sonderausstellung „Ja, Ich will!“ der Kunst der internationalen Hochzeitsfotografie. Der niederländisch-kanadische Fotograf, Regisseur und Kurator Paolo Woods, künstlerischer Leiter des renommierten italienischen Fotofestivals „Cortona On The Move“, hat für die Ausstellung eine Auswahl an fotografischen Hochzeitsimpressionen aus vier Kontinenten zusammengestellt, in der sich die internationale Vielfalt dieses Zeremoniells widerspiegelt. Die Arbeiten zeigen Fotos von Hochzeitspaaren aus Ghana, Indien, Frankreich, Spanien, Italien, Saudi-Arabien, Haiti und den USA. Die Fotografien zeigen, dass sich es beim häufig belächelten Genre der Hochzeitsfotografie um ein Feld innovativer Techniken und neuer ästhetischer Trends handeln kann.





DEUTSCHLAND UM 1980.

Fotografien aus einem fernen Land

9. Oktober 2024 bis 3. März 2025

ALTONAER MUSEUM

Die Jahre um 1980 bildeten in der Bundesrepublik Deutschland eine Phase tiefgreifender Umbrüche, die zeitgleich von grundlegenden Innovationen und großen Zukunftsängsten geprägt war. Der erste Macintosh-Computer von Apple kam auf den Markt. Die Jugend hörte die Musik der Neuen Deutschen Welle, spielte Pac-Man oder versuchte sich am Rubik's Cube. Punks prägten zunehmend die Zentren der Städte, während Sendungen wie „Dallas“ und „Wetten, dass..?“ Millionen vor die Fernsehgeräte lockten. Dieser Pop- und Spaßkultur stand eine allgemeine Untergangsstimmung gegenüber, hervorgerufen durch das globale Wettrüsten, Umweltzerstörung und steigende Arbeitslosigkeit. Viele Entwicklungen, die um 1980 ihren Ursprung hatten,

reichen bis in unsere Gegenwart. Die Ausstellung „Deutschland um 1980. Fotografien aus einem fernen Land“ zeigt mit Arbeiten von Angela Neuke und Barbara Klemm, F.C. Gundlach, Martin Langer und Ingolf Thiel, Asmus Henkel, Mahmoud Dabdouh und Gerd Danigel neun unterschiedliche und prägnante Perspektiven auf diese Zeit. Die Ausstellung wurde vom LVR Landesmuseum Bonn zusammen mit der Deutschen Fotothek Dresden und der Stiftung F.C. Gundlach Hamburg konzipiert und wird im Altonaer Museum durch Hamburger Positionen ergänzt.



**MUSEUM FÜR
HAMBURGISCHE
GESCHICHTE**

Holstenwall 24
20355 Hamburg
Tel. 040 428 132 100
info@mhg.shmh.de

Information

Aufgrund der Vorbereitungen einer umfassenden baulichen und inhaltlichen Modernisierung des Museums ist der Besucherverkehr derzeit eingestellt.

MUSEUM DER ARBEIT

Wiesendamm 3
22305 Hamburg
Tel. 040 428 133 0
info@mda.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 10–21 Uhr
Dienstag geschlossen
Mittwoch bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr

Eintrittspreise

8,50 Euro für Erwachsene
6 Euro für Gruppen ab 10 Personen
5 Euro ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren

**ALTONAER MUSEUM**

Museumstraße 23
22765 Hamburg
Tel. 040 428 135 0
info@am.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 10–17 Uhr
Dienstag geschlossen
Mittwoch bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr

Eintrittspreise

8,50 Euro für Erwachsene
6 Euro für Gruppen ab 10 Personen
5 Euro ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren

KINDERBUCHHAUS

im Altonaer Museum
Tel. 040 428 135 1543
info@kinderbuchhaus.de

**DEUTSCHES
HAFENMUSEUM**

Standort Schuppen 50A
Australiastraße
20457 Hamburg
Tel. 040 428 137 130
info@deham.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 10–17 Uhr
Dienstag geschlossen
Mittwoch bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr
Bis 31. Oktober

Eintrittspreise

6,50 Euro für Erwachsene
4 Euro für Gruppen ab 10 Personen und ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren

**JENISCH HAUS**

Baron-Voght-Straße 50
22609 Hamburg
Tel. 040 82 87 90
info@am.shmh.de

Öffnungszeiten

Montag 11–18 Uhr
Dienstag geschlossen
Mittwoch bis Sonntag 11–18 Uhr

Eintrittspreise

7 Euro für Erwachsene
4 Euro für Gruppen ab 10 Personen und ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren

SPEICHERSTADTMUSEUM

Am Sandtorkai 36
20457 Hamburg
Tel. 040 32 11 91
info@speicherstadtmuseum.de

Öffnungszeiten

März bis Oktober:
Montag bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr
November bis Februar:
Montag bis Sonntag 10–17 Uhr

Eintrittspreise

5 Euro für Erwachsene
3,50 Euro ermäßigt
2,50 Euro für Schüler und Schülerinnen
Freier Eintritt für Kinder unter 6 Jahren

**MILLERNTORWACHE**

Millerntordamm 2
20359 Hamburg
Tel. 040 33 402 – 87
janning@toepler-stiftung.de

Öffnungszeiten

Termine können telefonisch oder per E-Mail vereinbart werden

Eintrittspreise

Freier Eintritt

**KRAMER-WITWEN-
WOHNUNG**

Krayenkamp 10
20459 Hamburg
Tel. 040 375 019 88
info@mhg.shmh.de

Öffnungszeiten

April bis Oktober:
Montag 10–17 Uhr
Dienstag geschlossen
Mittwoch bis Freitag 10–17 Uhr
Samstag bis Sonntag 10–18 Uhr
November bis März:
Montag bis Freitag 10–17 Uhr

Eintrittspreise

2,50 Euro für Erwachsene
1,70 Euro für Gruppen ab 10 Personen und ermäßigt
Freier Eintritt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren

HEINE HAUS

Heine-Haus e.V.
Elbchaussee 31
22765 Hamburg
Tel. 040 855 09 787
info@heine-haus-hamburg.de

Öffnungszeiten

Zu den Veranstaltungen und nach Vereinbarung

Eintrittspreise

10 Euro für Erwachsene
3 Euro für Studierende
5 Euro ermäßigt

Führungen in Gebärdensprache



Barrierefrei



Weitere Informationen auf
shmh.de

**HISTORY LIVE**

ist das Magazin der
Stiftung Historische Museen Hamburg
Holstenwall 24, 20355 Hamburg
Tel. 040 428 131 153
www.shmh.de

Realisiert von

**VKM – Verlagskontor für
Medieninhalte GmbH**

Gaußstraße 190c, 22765 Hamburg
Tel. 040 36 88 110–0

Herausgeber

Hans-Jörg Czech
Direktor und Vorstand der SHMH

Geschäftsführender Redakteur
Matthias Seeberg

Redaktionsleitung

Marco Arellano Gomes

Redaktionelle Mitarbeit

Johanna Zobel

Art Direktion

Eike Hahn

Lithografie

Thomas Weber-Ude

Schlussredaktion

Elke Müller

Autoren

Marco Arellano Gomes, Meryem Choukri,
Michael Graul, Matthias Gretzschel, Nefeli
Kavouras, Laura Lück, Olaf Matthes, Julika
Pohle, Matthias Seeberg, Annette Stiebele,
Johanna Zobel

Fotografie

Jérôme Gerull, Jan Sieg, Bettina
Theuerkauf, Sascha Wysk/vierfotografen,
Johanna Zobel

Vertrieb

VKM – Verlagskontor für Medieninhalte
GmbH; vertrieb@vkfmi.de / abo@vkfmi.de

Herstellung

Lars Heitmann

Druck

Print Media Group GmbH

Anzeigen

Kunst Medien
Vermarktungsgesellschaft mbH
Geschäftsführerin: Tanya Kunst
Tel. 040 524 72 26 88
info@kunst-media.de

Copyright für alle Beiträge soweit nicht
anders angegeben: Stiftung Historische
Museen Hamburg

Bei Anregungen und Kritik

Stiftung Historische Museen Hamburg,
Matthias Seeberg, Holstenwall 24,
20355 Hamburg,
matthias.seeberg@presse.shmh.de

Das Magazin ist klimaneutral
und umweltfreundlich auf 100 %
Recyclingpapier gedruckt.



DIE LAEISZ-PUPPENSTUBE

Text: Matthias Gretzschel

Nein, ein Modell ist das natürlich nicht, sondern ein Spielzeug. Dass es sich bei der historischen Puppenstube, die 1925 als Schenkung ins Museum für Hamburgische Geschichte gelangt ist, um ein ganz besonderes Zeugnis der Hamburger Kulturgeschichte handelt, steht dennoch außer Frage. Denn die über dem Eingang angebrachte Inschrift „Mode-Magazin v. Auguste & Emma Laeisz“ verweist auf die Hamburger Reederei F. Laeisz, die in diesem Jahr ihr 200-jähriges Bestehen feiert. Dass es hier aber gar nicht um Schiffe, sondern um Mode geht, liegt an der Geschichte der Firma, deren Gründer Ferdinand Laeisz (1801–1887) sein Geschäft vor 200 Jahren mit Herstellung und Verkauf von Zylinderhüten begonnen hatte. Erst 1840 ließ er das erste Schiff bauen, um seine Zylinder fortan selbst nach Südamerika transportieren zu können, wo sie besonders gefragt waren. Nachdem sich das Geschäft mit den modischen Hüten nicht mehr recht lohnte, war F. Laeisz längst zu einer der erfolgreichsten Hamburger Reedereien aufgestiegen. Vor allem mit seinen Flying-P-Linern wie der

Viermastbark PEKING, äußerst schnellen Frachtsegeln, die bis ins 20. Jahrhundert hinein Salpeter aus Chile nach Europa transportierten, wurde F. Laeisz weltbekannt.

Nach dem Großen Brand von 1842 zog die Firma, die ihren Sitz zunächst auf der Marschinsel Grimm hatte, in ein neu erbautes Geschäftshaus unweit des Hopfenmarktes um. In dem Gebäude mit der Anschrift Neue Burg 14 befand sich nicht nur das Kontor der Reederei, sondern in Weiterführung des Zylindergeschäfts zunächst offenbar auch ein Modeladen, der von zwei weiblichen Familienangehörigen geführt wurde. Dieser lieferte das Vorbild für den 58 cm hohen, 51 cm breiten und 29 cm tiefen, detailreich ausgestatteten Puppenladen aus Nadelholz, der Ende des 19. Jahrhunderts wahrscheinlich als Spielzeug für Kinder der Familie Laeisz gefertigt wurde. Mit dem Modelsalon war es spätestens 1898 vorbei, als die Firma das noch heute weitgehend original erhaltene Kontorhaus Laeizshof auf dem Eckgrundstück Trostbrücke/Neue Burg bezog.

100%

NATÜRLICHE ZUTATEN
FERTIG ZUM VERZEHR



Alle HAK Produkte



www.hakdeutschland.de



JENISCH
HAUS

JA,
ICH WILL!

DIE KUNST DER
HOCHZEITSFOTOGRAFIE
15.04.2024 – 24.02.2025

shmh.de

Stiftung Historische Museen Hamburg
Jenisch Haus
Baron-Voght-Straße 50, 22609 Hamburg

In Kooperation mit

C
O
R
T
N
A
T
H
E
M
O
V
E

OTM COMPANY

Mit freundlicher Unterstützung von


Hamburg | Behörde für
Kultur und Medien

Sparda-Bank
Hamburg